

# Die Gartenlaube



1932. Nr. 41  
Berlin, 13. Oktober

Das Blumenfenster der Schwarzwälderin

Aufn. Ludwig Dünbier

30 Pf. 10 Cents U.S.A.  
60 Groschen

Ausgabe B m. Versichg. 40 Pf.  
zuzügl. ortsüb'l. Zustellgebühr

# Vom Ohr zum Herzen

**Entscheidung.** Sie stehen seit Jahren mit einem Mann in schriftlicher Verbindung, von dem Sie sich geliebt glauben und den auch Sie lieben, ohne daß jedoch von seiner Seite ein entscheidendes Wort gesprochen wurde.

Das Verhalten des Mannes, der nun schon etliche Jahre den Zusammenhang mit Ihnen aufrechterhält, Sie sogar besucht und dennoch offenbar einer entscheidenden Aussprache ausweicht, ist mir ziemlich rätselhaft. Jedenfalls kann man Ihnen nach so langer Zeit den Vorwurf der Ungeduld nicht machen, wenn Sie endlich wissen möchten, woran Sie sind. Ihre Versuche, von ihm Klarheit zu erlangen, sind erfolglos geblieben, und erzwingen können Sie ja eine Antwort nicht. Aber vielleicht können Sie eins versuchen: schreiben Sie nicht mehr, bleiben Sie einmal für ihn unerreichbar. Vielleicht wird der Mann angesichts der Möglichkeit, Sie zu verlieren, zu einer Entscheidung kommen. Lautet das nicht und läßt er Sie einspruchslos aus seinem Leben verschwinden, dann haben Sie auch eine Antwort; und dann denken Sie an Ihren eigenen Satz: Lieber ein Ende mit Schrecken als Hängen und Bangen ohne Ende.

**Herbert.** Sie sind verheiratet und haben ein gesichertes, aber bescheidenes Auskommen. Jetzt ist Ihre Frau auf längere Zeit zu Verwandten eingeladen worden, bei denen Sie täglich in der Landwirtschaft hilft. Nun möchten Sie von mir wissen, ob Sie verpflichtet sind, Ihrer Frau Geld zu schicken, obwohl sie doch bei ihren Verwandten arbeitet und sich ihren Aufenthalt damit teilweise verdient.

Das Gerücht von einigen Familienmitgliedern ist genügend überflüssige Gehässigkeit. Ich halte es trotzdem für einen Fehler, daß Sie eine Art juristischer Frage daraus machen. Da man doch in der Familie vermutlich über die Höhe Ihres Einkommens unterrichtet ist, wird niemand erwarten, daß Sie viel Geld schicken; aber schon um Ihrer Frau den Aufenthalt zu erleichtern und sie vor dummen Bemerkungen zu schützen, sollten Sie wenigstens einen kleinen Betrag schicken, der es ihr ermöglicht, sich gelegentlich mit bescheidenen Aufmerksamkeiten für die Gastfreundschaft erkennlich zu zeigen. Denn, nicht wahr, es kann schließlich auch einen etwas peinlichen Eindruck machen, wenn eine Frau von ihrem Mann gar nichts bekommt.

**Berstörtes Vertrauen.** Sie sind seit zwei Jahren glücklich verheiratet. Durch Zufall haben Sie jetzt, während einer Krankheit Ihres Mannes, unter seinen Sachen Briefe gefunden, die noch aus der Zeit vor Ihrer Heirat stammen und aus denen hervorgeht, daß Ihr Mann eine Liebesbeziehung zu der Absenderin der Briefe hatte, die erst mit seiner

Berlobung abgebrochen wurde. Mit Empörung und Trauer klagen Sie über sein „mangelndes Vertrauen“, weil er nie zu Ihnen von der früheren Liebe gesprochen habe und weil er nun heimlich „einen Kult“ mit jenen Erinnerungsläppchen treibe.

Liebe Frau Inge, sagen Sie mir zuerst einmal, warum es durchaus ein „Kult“ sein muß, wenn eine Anzahl Briefe, denen nicht einmal ein Bild beigelegt, aufgehoben werden! Ich freue mich nur über eines: daß Sie in Ihrer maßlosen Aufregung doch noch so viel Beherrschung hatten, dem Kranken gegenüber nichts von Ihrer Entdeckung zu erwähnen. Dafür möchten Sie nun gleich „jenes Weib“ stellen, sie auszufragen, ob wirklich alles so zu Ende sei, wie es aus den Abschiedsworten des letzten Briefes hervorgeht. Wenn noch ein Funke Gerechtigkeitsgefühl in Ihnen ist, werden Sie das nicht tun. Es ist ja gut, daß Sie all Ihren brennenden Zorn in Ihrem Brief an mich ausströmen lassen könnten; Sie werden jetzt ruhiger sein, Sie werden vor allem daran denken, daß Sie ein Mädchen nicht kränken und beleidigen dürfen, dem Sie selber, wenn auch unfreiwillig und ahnungslos, ein Lebensglück zerstört haben. Aber auch zu Ihrer Einstellung Ihrem Mann gegenüber möchte ich Ihnen noch etwas sagen. Ein hartes Wort haben Sie gesprochen, ein Wort, von dem ich nur wünschen will, daß es nicht eines Tages auf Sie zurückfallen möge; ich meine den Satz von dem auf ewig zerstörten Vertrauen! Denn selbst wenn Sie das Schweigen Ihres Mannes als eine große Schuld ansiehen — worüber sich noch streiten ließe —, dürften Sie nicht auf ein Versagen hin für immer das Vertrauen zurücknehmen, das Sie mit der Tatsache der Eheschließung am deutlichsten ausgedrückt haben. Denn das ist ein klägliches Vertrauen, das wegen eines Fehlers gleich den ganzen Menschen verwirft. — Sie fühlen sich beschämkt, erniedrigt durch die läugnerische Komödie, die Sie jetzt dem ahnungslosen Kranken gegenüber durchhalten? Geben Sie dies Gefühl nur auf — denn diese „Komödie“ ist die einzige gütige Tat, die Sie bis jetzt zu der Sachlage getan haben. Wenn Ihr Mann wieder gefund ist, dann wird auch die Stunde für eine Aussprache kommen, und die Wochen des Wartens, des Sich-Besinnens werden ihr nur günstig sein.

**Mutter Margot.** Sie haben Schwierigkeiten in der Erziehung Ihrer 14jährigen Tochter; Ihr Mann kann sich jedoch nicht entschließen, das Kind wegzugeben.

Nach den von Ihnen angeführten Beispielen habe auch ich den Eindruck, daß diesem Mädchen vor allem die Großstadt nicht guttut. Sie muß lernen, daß es noch etwas anderes gibt als Kino und Autogrammsammeln und daß man als 14jährige trotz Puder und Lippenstift nicht zwanzig Jahre alt ist. Ihr Plan, das Kind zu Verwandten auf das Land zu schicken, ist deshalb sehr richtig, besonders wenn Sie das Vertrauen haben können, daß Ihre dort wohnende Schwester einen günstigen Einfluß auf die Nichte gewinnen wird.



Jedes  
Blatt  
M. 4.—

Nr. 1



Nr. 7

## HUNDE-BILDER VON H. SPERLING



KUNST-  
VERLAG  
SCHERL  
BERLIN SW 68

Nr. 2

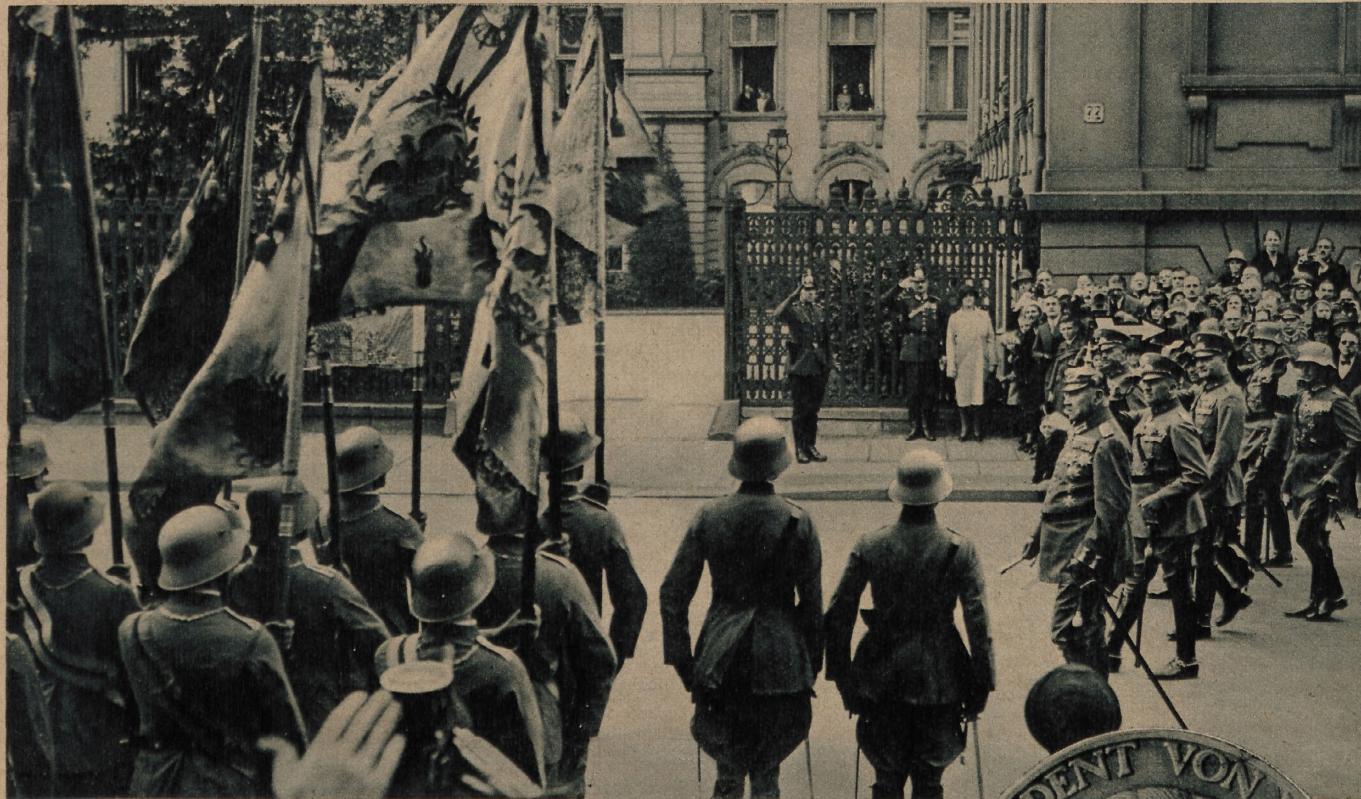


Nr. 6

Die „Gartenlaube“ erscheint wöchentlich einmal, überall erhältlich. Bestellungen in allen Buchhandlungen, Scherl-Filialen und beim Verlag. Durch die Post 1,20 Mark monatlich, Ausgabe B (mit Versicherung) 1,75 Mark monatlich einschl. 12 Pf. Postgebühren. Hierzu 6 Pf. Bestellgeld. Die Einstellung der „Gartenlaube“ in den Postzettel darf nur mit Zustimmung des Verlages erfolgen. Anzeigenpreis 1,20 Mark die 5-gespalteene Millimeter-Zeile. Seitenpreise und Rabatte nach Tarif. Annahme in allen Geschäftsstellen und Generalvertretungen der August Scherl G.m.b.H. Hauptverleitung: Heinrich Meissner in Berlin. In Österreich für die Redaktion und Herausgabe verantwortlich: Robert Mohr, Wien, Domgasse 4. Für den Anzeigenabteilung verantwortlich: A. Pieper, Berlin. — Nachdruck verboten. — Sämtliche für die Schriftleitung, den Verlag und die Anzeigenabteilung bestimmten Einsendungen sind zu richten nach Berlin SW 68, Zimmerstraße 35-41. — Sprechzeit der Schriftleitung (Eingang im Neubau Kochstraße) nur Dienstag bis Freitag 11-1 Uhr. Verlag Ernst Reit's Nachfolger (August Scherl) G.m.b.H., Berlin und Leipzig. Druck: August Scherl G.m.b.H., Berlin.

## Hindenburgs 85. Geburtstag

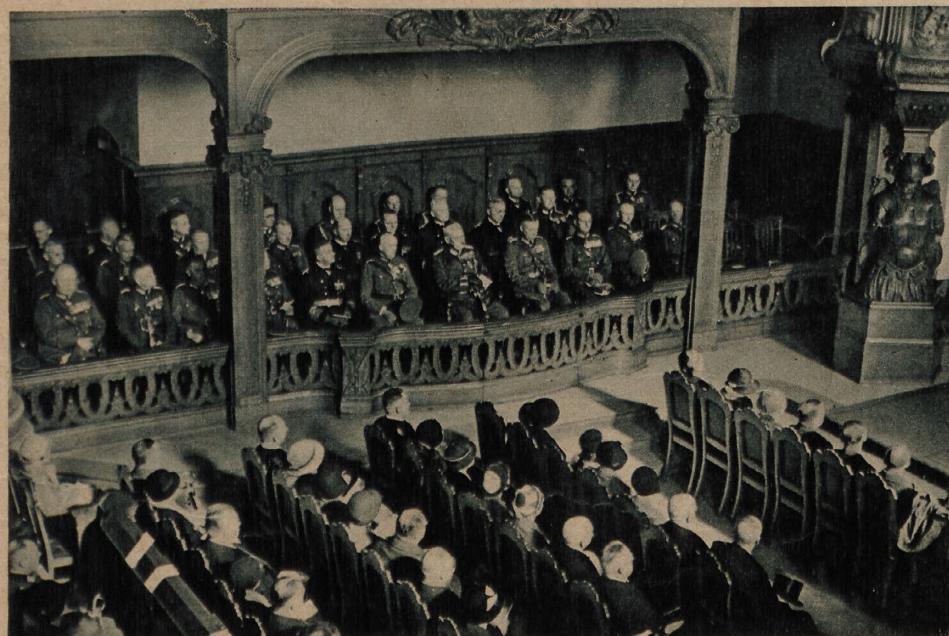
offenbarte aufs neue die tiefe Verehrung, die das ganze deutsche Volk der ehrwürdigen Gestalt des Reichspräsidenten entgegenbringt, in einer Fülle von Glückwünschen und Geschenken



Hindenburg schreitet die Front der Ehrenkompanie ab

### Unten

Der Reichspräsident beim Gottesdienst in der alten Garnisonkirche. In der Ehrenloge (von links): Admiral Raeder, Reichswehrminister v. Schleicher, Reichspräsident von Hindenburg, General von Hammerstein



Gedenkmünze zum 85. Geburtstag  
des Reichspräsidenten  
nach dem Entwurf von Prof. Oskar  
Glöckler. Auf der Rückseite an einer  
Eiche das Wappen der Familie von  
Beneckendorff und von Hindenburg  
Aufnahmen: Scherl



Eine Gedenktafel für unsere Flieger

wurde vom „Ring Deutscher Flieger“ anlässlich der 20-Jahrfeier der Gründung der deutschen Fliegertruppe in Potsdam feierlich eingeweiht. General a. D. Otto von Stülpnagel legt im Auftrage des Kronprinzen einen Kranz nieder.

Aufn. Scherl

#### Erdbeben in Griechenland

Eine Folge starker Erdstöße hat im nordöstlichen Griechenland, aber auch in Thraxien und Mazedonien zahlreiche Ortschaften in Trümmer gelegt und viele Menschenleben vernichtet. Am schwersten wurde der Mittelpunkt des Bebens, die Halbinsel Chalzidize getroffen, auf der auch die völlig zerstörte Ortschaft Stratoniki auf unserem Bild gelegen ist

Rechts: Slatin Pascha, der „Gefangene des Mahdi“, ist in Wien im Alter von 76 Jahren gestorben. Der österreichische Leutnant machte am Ende des vorigen Jahrhunderts viel von sich reden, als er als 23jähriger Gouverneur im Sudan im Kampf gegen den Mahdi gefangen genommen und bis zu seiner Flucht festgehalten wurde



Die letzten Ausgrabungen in Herculaneum,

das zugleich mit Pompeji im Jahre 79 n. Chr. verschüttet wurde, haben auch diese technisch wie künstlerisch erstaunlich reife Jagdskulptur zutage gefördert, der die 1850 Jahre unter dem Aschenschutt nichts anhaben konnten

Aufn. Sennecke



„Die Welt der Frau“  
„Vom Fels zum Meer“

\* Illustriertes Familienblatt \*

Begründet im Jahre 1853  
von Ernst Keil in Leipzig

# Die Frau ZWISCHEN Noch und Schon

ROMAN VON HANS RICHTER

5. Fortsetzung

Copyright 1932 by Ernst Keils Nachf. (August Scherl) G.m.b.H., Berlin

Die Generalin schüttelte auf die Frage Renas den Kopf.  
„Komm' noch zeitig genug da unten hin. Alte Leute drängen sich nicht nach unterirdischen Vergnügungen. Ich lasse mir später von Ihnen berichten.“

Am liebsten hätte Rena der alten Dame von dem Nachmittag neulich erzählt, aber ein unbestimmtes Gefühl schloß ihr den Mund.

Doña Carlota hatte sich auch geradezu in die Idee verliebt. „Sie tanzen bestimmt gern, Rena; Sie haben doch seit Berlin nicht mehr getanzt. Ist's so?“

„Ich tanze leidenschaftlich gern“, gab sie zu und dachte an Nachmittage mit Leo Persenn.

„Wir werden hier auf Mar y Sol einen Tee geben und unsre alten Freunde einladen. Wie steht es eigentlich mit deinen Künsten, Jürgen?“

Der Gelehrte lachte verlegen. „Du weißt, Tante Carlota, daß ich mich in den letzten Jahren mit andern Dingen beschäftigt habe.“

„Du hättest das nicht ausschließlich tun sollen!“ tadelte sie. „Man muß jung und elastisch bleiben, und man darf in nichts einseitig werden. Wir beide haben uns hier eingesponten und haben vergessen, daß ich hoch in den Siebzigern bin und du noch nicht vierzig. Das ist ein Unterschied.“

Es wurde eine recht vergnügte Unterhaltung daraus, bei der Heinold sichtlich auftaute. Die Generalin verlangte, daß Rena das Pariser Teekleid anzöge, und nickte mit dem Kopf, als das junge Mädchen zurückkam. Zum ersten Male in ihrem Leben trug Rena ein langes Kleid, wenn die Länge hier auch nur in durchsichtigem Stoff angedeutet war. In den kurzen Laufröcken sah man ihre Beine bis zum Knie; hier schien man sie zu verbergen, zeigte sie aber doch — zeigte überhaupt jede Linie des Körpers.

„Die Viviane versteht ihre Sache. Gehen Sie einmal, Rena! Es ist hübsch, wenn Sie gehen. Eigentlich hättest du das sagen sollen, Jürgen!“

Der schwieg.

„Meinst du, ein hübsches Mädel ließe sich nicht gern ein paar Schmeicheleien sagen?“

„Schmeicheleien haben etwas Unwahres an sich, etwas Gezwungenes. Ich glaube nicht, daß man Fräulein Rena damit einen Gefallen tut.“

„Ach, du Gründlicher!“

Wenn ein Grammophon dagewesen wäre, die Generalin hätte noch einen improvisierten Tanzunterricht für Heinold durchgesetzt. Aber so modern war man auf Mar y Sol noch nicht, und mit der Mundharmonika, die Jaime spielen konnte, war nichts anzufangen. „Wir werden uns für unser Fest eine Tanzkapelle verschreiben“, versprach die Generalin. „Die beste, die es auf Mallorca gibt.“ Ein Hustenanfall unterbrach sie. Rena wollte ihr helfen, wurde aber fortgeschickt: „Krankenpflege ist nichts für Sie, Kind! Rufen Sie mir die alte Julia! Die ist mich und meine Gewohnheiten gewöhnt.“

„Soll nicht auch Doktor Lopez —?“

Dieses Mal war die alte Dame nicht dagegen. „Gut! Er soll mir erzählen, was Villalonga alles vorhat!“

Als Heinold und Rena allein waren, blickte er sie lange an. „Sie sehen anders aus als sonst, Fräulein Rena.“

Sie war noch in der Stimmung von vorhin. „Also doch Komplimente, Herr Doktor?“

„Keine Komplimente . . . Die liegen mir nicht, und ich muß wohl so verbraucht werden, wie ich nun einmal bin. Sie sehen heute fröhlicher aus.“

„Das ist nur das Kleid.“

„Haben Sie wirklich Freude an solchen Dingen: an Tanzereien, an Festlichkeiten?“

Sie sah ihn offen an. „Ja, das habe ich!“ Und, als er nicht antwortete: „Ich bin zweiundzwanzig Jahre alt, Doktor Heinold. Ich arbeite wirklich gern — aber ich hab' auch noch andere Wünsche an das Leben.“

„Ich habe mich in den letzten Jahren zu sehr in meine

Ideenwelt vergraben", sagte er leise. „Tante Carlota hat wohl recht, wenn sie meint, ich hätte es mehr getan, als gut ist.“

Heute wollte sich Rena von grüblerischen Gedanken nicht fangen lassen. „Das ist ein Fehler, den man immer noch verbessern kann!“ lachte sie.

Und wunderte sich doch, als er ihr die Hand drückte und sie länger hielt, als es notwendig war. „Ich will es versuchen“, versprach er. „Aber Sie müssen mir dabei helfen!“

Damit war sie einverstanden.

\* \* \*

Am Morgen des Festes stand Rena zuerst einmal lange vor den beiden Tanzkleidern der Viviane. Sollte sie nun lieber das mit den Spitzen anziehen oder das Weisse mit den vielen Zipfeln, in dem so viel Stoff verarbeitet war, wie man sonst für drei Kleider gebraucht hatte? Neulich hatte sie das mit den Spitzen angehabt, und nun hätte sie gern gewußt, was Heinold wohl für ein Gesicht machen würde, wenn sie in dem andern käme.

Er war anders geworden in den letzten Tagen; wenn man sich's recht überlegte, konnte man es jünger nennen... Gestern abend hatte er lange am Flügel gesessen und eins von diesen Präludien gespielt, die so schwermüdig und traurig machten. Am liebsten wäre sie zu ihm hingegangen und hätte ihn gebeten, sie doch auch einmal spielen zu lassen. Das ging natürlich nicht.

Aber jetzt ging es. Vorhin war er hinauf nach La Granja gegangen, und das dauerte immer eine Weile; von Benito kam man so rasch nicht los. Die Generalin war auch fort. Also rasch hinunter ins Musikzimmer und den Flügel aufgeschlagen!

Zuerst mal einen flotten Schlager, damit man in Stimmung kam: „Es war einmal ein treuer Husar . . .“ Ziellich alberner Text, aber die Musik hatte Schniß. Eigentlich leierkästenhaft. In Berlin hatten die, die jeden Text kannten, immer mitgegrölt. Nun den Liebeswalzer . . . Schmalzig — klang aber gut; den hatte Leo Person famos tanzen können. Den konnte man ruhig zu Ende spielen. Möchte die alte Julia in ihrer Küche denken, was sie wollte! Da, schwarze Taste, wunderst dich, wie? Meinst, hinter dich gehöre ein ganz anderer Akkord? So etwa? Nein: bauz! — Zuerst mal alle zehn Finger aufs Klavier, und dann das Marschlied aus dem Ungarnfilm: „Bin kein Leutnant, bin kein Kavalier . . .“ Das fuhr in die Beine — die würden sich schon ans Tanzen gewöhnen. Pfeifen konnte man es auch . . .

„Bravo!“

Rena fuhr herum und starrte Heinold wie einen Geist an. „Ah, Sie sind's?“

„Warum haben Sie uns bisher verschwiegen, daß Sie Klavier spielen können?“

Sie klappte den Deckel brüsk zu und stand auf. „Weil das nicht hierherpaßt, Herr Doktor! Wenn ich gewußt hätte, daß Sie so bald zurückkämen, hätte ich's mir heute auch noch verkniffen. Es ist nur — —“

— weil wir heute tanzen wollen?“ vollendete er den Satz, trat seinerseits an das Instrument und versuchte, den Rhythmus zu wiederholen, pfiff, versuchte wieder, aber es wollte nichts daraus werden. „Ich bin zu ungeschiickt.“

Nun mußte sie wieder lachen. „So war's, Doktor Heinold! So —!“ Sie ließ die ganze Honvedkompanie aufmarschieren und markierte mit halblauter Stimme den Gesangstext.

Er hörte beinahe andächtig zu. Hübsch sah das Mädel aus mit den vor Erregung geröteten Wangen, mit der Fußspitze, die immer im Takt wippte! „Vielleicht hätte ich mich damit auch einmal beschäftigen sollen. Manches ist ganz

hübsch und einschmeichelnd in der Tonfolge, wirklich sehr ansprechend.“

„Das sagen Sie jetzt doch nur, weil Sie mich nicht blaumieren wollen?“

„Plamieren werde ich mich heute nachmittag, falls ich überhaupt den Versuch machen sollte, zu tanzen.“

„Dann werde ich jedem erzählen, daß Sie ein Buch über Liszt geschrieben haben, das stilistisch wunderschön ist und inhaltlich — — Wissen Sie, um über den Inhalt etwas zu sagen, bin ich nicht universell genug. Universell ist überhaupt Quatsch! Zu dumm bin ich! Bei mir reicht's höchstens für die Maidenschule . . . Ja, und dann erst das Chopinbuch! Das muß die Leute hier doch interessieren?“

„Das glaube ich nicht.“

Sie sah ihn ehrlich an. „Ehrlich gesagt: ich eigentlich auch nicht. Wenn ich so zwischen meinen Abrechnungen für Sie das eine oder andere daraus abtippe — übrigens, die Maschine ist ein bißchen verbraucht, aber sie geht noch —, dann ärgere ich mich immer. Zuerst mal über die Sand, die aus ihrer Liebe zu Chopin einen Roman machen mußte; und dann — — Ach, nein: Eigentlich ärgere ich mich immer nur über Sie! Das andere ist unwesentlich.“

Liszt sagt einmal, daß Mallorca und die Sand für Chopin trotz alledem der Vollgenuss seines Glückes gewesen seien.“

Liszt hat sich eben auch einfangen lassen. Denken Sie doch an das Liebhabertheater auf Nohant, das die Sand da infiziert hat! Liszt und Chopin als Orchester — in einem Liebhabertheater! Das wäre ja, als wenn man von Ihnen verlangte, Sie sollten einen jener Gassenhauer spielen, die heute gesungen und morgen vergessen werden. Es tanzt sich hübsch danach, aber wenn man sie nicht kennt, hat man auch nichts verloren.“

Heinold lachte verschmitzt. „Überhaupt hab' ich eine Überraschung für Sie . . . Warten Sie mal einen Augenblick!“

„Ich muß mich jetzt anziehen . . .“

„Pepe fährt nachher ein bißchen rascher! Es geht schon!“ Damit war er hinaus.

Es dauerte gar nicht lange, dann hörte sie ihn in der Halle; dann ein Krahen, ein wohlbekanntes Geräusch . . . „Ein Grammophon! Wo kommt denn das her?“

Tante Carlota hat es telegraphisch aus Barcelona bestellt, und Pepe hat es gestern abend aus Palma abholen müssen. Ich meine, Sie sollten mir gleich noch ein paar moderne Tanzschritte zeigen, damit ich nicht zu sehr abfalle.“

Renate kramte bereits in den Platten. „Die hier wird gehen . . . Nein — langsamer! Man muß nicht gleich zuviel verlangen. Und jetzt fassen Sie mich, bitte, um! Fester, Herr Doktor! So weit voneinander weg tanzte man früher . . . So, ja: direkt gegenüber! Und nun einfach gehen!“

Sie spürte seinen Arm um ihre Taille, seine Hand, die auf ihrem Rücken lag, und es überlief sie. Bei Leo war ihr das alles ganz natürlich gewesen. Aber hier — ?

„Ich werde Ihnen die Schuhe zertreten.“

„Schadet nichts!“ ermutigte sie mehr sich als ihn. „Und nun ein paar Seitenschritte! So — das ist alles schrecklich einfach!“

„Sie müssen es mir vormachen!“

Hätte sie nur jetzt schon das lange Kleid angehabt! Es störte sie, daß er auf ihre Beine sah, die er doch jeden Tag hatte betrachten können, soviel er wollte. Sie brach kurz ab. „Jetzt ist's aber wirklich Zeit!“

„Freuen Sie sich wenigstens ein bißchen über den Apparat?“

Seine Stimme hatte so merkwürdig geklungen, daß sie sich in ihrem Innern eine gefühllose Bestie schalt. Sie



Aufnahme Albert Steiner

Herbstsonne im Hochtal

ging auf ihn zu und gab ihm mit festem Druck die Hand.  
„Ich danke Ihnen, Doktor Heinold! Sie und Doña Car-  
lota sind viel zu nett zu mir.“

Oben in ihrem Zimmer riss sie sich das Kleid herunter und stellte sich zuerst einmal im Hemd und in blaßblauen Schläppern vor den Spiegel, hob die Arme und probierte noch ein paar Tanzschritte. Pfiff übermütig und fuhr sich mit beiden Händen durch die Haare. „Heute wirst du tanzen, Renate Adriani! Heute bist du eine große Dame und wirst Eindruck schinden!“

Sie holte all ihre Strümpfe heraus; aber die passen nicht zum Kleid. Richtig, da war ja noch ein Paket, das sie noch nicht aufgemacht hatte. Vielleicht —?

Man mußte nur wünschen: Die Viviane hatte nichts vergessen, weder die seidenen Strümpfe noch die passenden Schuhe. Wie im Märchen . . . Und warum eigentlich nur?

„Du mußt nicht fragen, meine liebe Renate! Und wenn du heute mit dem Conde tanzt — —?“ Dem brauchte man nicht zu sagen, wie nahe er kommen durfte; der kam bestimmt noch näher . . . Und ob die Slotero — —?

Als Sofia draußen mit ihrem dicken Finger an die Tür pochte und meldete, daß das Auto vorgefahren sei und daß Don Jürgen bereits auf sie warte, musterte Rena sich zum letztenmal. Diese elegante Dame war also sie, die kleine Studentin, die künftige landwirtschaftliche Lehrerin? Sie trat dicht an den Spiegel heran und gab ihrem Ebenbild einen Nasenstüber. „Haltung, liebe Rena! Haltung!“ Und wollte sich totlachen über das erstaunte Gesicht, das die dralle Sofia machte, als sie nun an ihr vorbeiging.

Jürgen Heinold stand im dunklen Tanzanzug unten und lachte sie ebenfalls an.

„Gefall' ich Ihnen?“

Er half ihr wortlos in ihren Mantel.

Nur die alte Julia, die in der Tür zu den Wirtschaftsräumen stand, drehte sich brüsk herum und brabbelte ein paar mallorquinische Worte. Aber die verstand ja niemand.

\* \* \*

Während Joaquin Villalonga am Eingang der Höhle stand und die von Puerto Cristo in ihren Wagen herankommenden Gäste begrüßte, flirtete die Vlotero mit dem kleinen Offizier und suchte zwischendurch mit den Augen den Italiener.

„Very nice!“ sagte die Nichte des Gouverneurs von Malta. „Nicht ganz ladylike — ein wenig zu pariserisch, aber scharmant!“ Damit meinte sie das Cape der Tänzerin, das noch vor drei Wochen das besondere Attraktionsstück eines Salons in der Rue de la Paix gewesen war, und das wundervoll dazu abgestimmte schwarze Seidenkleid mit der einzigen lila Blüte am Gürtel. „Sie trägt Lila, weil es zu der Stimmung einer Höhle paßt.“

Mrs. B. C. Gladstone, die Gattin des bekannten Needers aus Liverpool, führte ihr Glas vor die kurz-sichtigen Augen und musterte die Gesellschaft. „Das ist also der spanische Adel?“

Lady Florence war anderer Ansicht. „Viel Fremde, meine Liebe. Eine Auswahl aus dem Mediterraneo und aus Reina Victoria. Die Mallorquiner sind nicht sehr amüsant.“

„Die Dame in Rot soll eine Marquesa sein?“

Die Malteserin berührte das nicht. Sie begrüßt ihre Bekannten und kehrte der Dame aus Liverpool den Rücken.

Mercedes Villalonga hatte im letzten Augenblick ein Unwohlsein vorgeschrückt und ihre Freundin Pilar Armengol gebeten, sie zu vertreten. Die stand neben Joaquin und sagte eigentlich immer dasselbe: Daz die Condesa außerordentlich bedauere; daß sie sich freue; und was man sonst so sagt.

Die Vlotero lachte ihren Flirt an. „Es ist unheimlich, unter die Erde zu gehen. Wenn ich mich nicht in gutem Schutz wünsche — —“

„Unter dem allerbesten, Señora!“

„Sie meinen Don Joaquin?“

Die Augen bettelten. „Ich dachte an mich . . .“

Concha Vlotero wurde nervös. „Wo ist Germaine? Ich habe sie seit Puerto Cristo nicht mehr gesehen.“

„Hier, Madame!“

„Ist das Kostüm zurechtgelegt? Und ist das Fuß fest? Wird man nicht fehltreten können?“ Sie unterbrach sich. „Ah, die Deutsche!“

Rena und Heinold kamen fast als die letzten an. Der Doktor war aus dem Wagen gesprungen, aber Villalonga kam ihm zuvor: „Ich danke Ihnen, daß Sie gekommen sind!“

„Ist das die schwedische Gräfin aus dem Infant Alfonso?“ wollte Mrs. Gladstone wissen. „Die Schweden haben so blonde Haare.“

„Ich glaube nicht.“

„Sie hat plumpen Fuß, diese Deutsche!“ tuschelte die

Vlotero ihrer Tochter zu. „Wie ein Grenadier des Alten Fritz. Nicht wahr?“

Mrs. Gladstone hatte sich inzwischen erkundigt. „Eine deutsche Verwandte dieser sagenhaften Generalin, deren Schloß wir neulich sahen, als wir nach Soller fuhren. Es hatte einen so hübschen Namen; es klingt alles so hübsch hier.“

Es war Lady Florence gleichgültig.

„Er soll ein Gelehrter von Ruf sein; auch Deutscher.“

„So?“

Während Rena der Condesilla Pilar vorgestellt wurde, die wieder die Geschichte von Doña Mercedes erzählte, suchten ihre Augen. Ein paar Namen klangen an ihrem Ohr vorbei; mechanisch grüßte sie. Fast zuletzt fiel der, den sie erwartet hatte.

„Madame Concha Vlotero, die berühmte Künstlerin!“

Ein Senken der Stirn auf der andern Seite. Dann trat Concha näher. „Wir kennen uns, Mademoiselle!“ Und, als Rena nicht antwortete: „Frauen kennen sich, auch wenn man sie nicht einander vorstellt. Man hat sich gesehen, wissen Sie: so . . .“ Ihr Blick glitt an der Gestalt der andern einmal von Kopf bis zu den Füßen. „Männer wissen dann gar nichts, Frauen alles.“

Germaine mischte sich ein. „Signor Collini sucht Sie, Madame! Eine kleine Verständigung!“

„Excusez-moi, Mademoiselle!“ lächelte die Vlotero. „Sie haben es einfacher heute als ich: Eine neue Umgebung, neue Musik . . .“

Der Offizier stand hinter ihr. „Und ein neuer Triumph!“

Das hätte er nicht sagen sollen! Die Tänzerin war aber gläubisch; sie stampfte mit dem Fuß auf. „Man sagt, vor einem Erfolg im Theaterleben liege immer ein Krach. Ich will mir das da unten ansehen, aber wenn es nicht gut ist, werde ich bestimmt nicht tanzen.“

Heinold hatte das Intermezzo beobachtet. „Merkwürdige Menschen! Man glaubt immer, sie müßten explodieren.“

„Und das gefällt Ihnen nicht?“ lachte Rena.

„Ich bin wohl zu schwerfällig, um das zu verstehen. Wahrscheinlich, weil sich alles in meinem Leben immer auf einer geraden Linie gehalten hat.“

Joaquin Villalonga unterbrach mit Händeklatschen. „Ich bitte, meine Herrschaften!“

Einige der spanischen Herren hatten Grubenlampen in die Hand genommen, und das Einsteigen begann. Ein phantastischer Zug . . . Nach der ersten Wegbiegung verschwand das Tageslicht. Nur die Grubenlampen blinkten; die Luft wurde warm, und die Stimmen klangen anders. Hier und da mußte ein Mensch hinter den Tropfsteinkulissen versteckt sein; dann flammte Magnesiumlicht auf und erschloß für Augenblicke neue Hallen.

Die Vlotero hatte Villalonga an ihre Seite gerufen. „Führen Sie mich, Don Joaquin! Ich habe keine Lust, mir um Ihrer abenteuerlichen Einfälle willen die Knöchel zu brechen . . . Übrigens: Warum haben Sie diese Deutsche eingeladen? Das ist nicht mehr das kleine Mädel von Paris!“

„Wie meinen Sie das, Concha?“

„Die da im Nebenabteil fuhr, war ein kleines Dummkopf, das von nichts wußte. Haben Sie gesehen, wie sie mich vorhin musterte?“

„Sie bewunderte — wollen Sie sagen, Concha?“

Sie lachte um eine Nuance zu laut, so daß andere sich umwandten. „Und was werden Sie ihr sagen, Don Joaquin? Wollen Sie vielleicht mich ihr als Dessert servieren? Ich tanze nicht!“

„Warum sollten Sie sich um einen Erfolg bringen? Man wird über den heutigen Tag schreiben; die Berichterstatter amerikanischer, englischer Blätter — —“

„Nein!“

„Ich habe Ihretwegen die Herren aus Madrid eingeladen.“

Sie war noch nicht völlig beruhigt. „Der Mensch mit den wirren Haaren und dem mächtigen Schädel ist Ihr Freund?“

Achselzucken.

„Sie wollen mir einreden, er sei ihr Freund, damit ich sie weniger beachte. Meinen Sie, ich hätte Ihre Begrüßung nicht gesehen?“

„Ich bin Doña Carlota verpflichtet. Die Generalin ist eine sehr vornehme Dame . . .“

„Und ihre Nichte ist eine hübsche Person . . . Viel zu hübsch, Joaquin! Viel zu hübsch!“

„Also werden Sie sie mit Ihrem Tanz in den Schatten stellen!“ —

An einer schlüpfrigen Stelle war Rena ausgeglitten, und Heinold hatte leise ihren Unterarm gefasst. „Bitte, lassen Sie sich führen, Fräulein Rena!“

„Es sind nur die Schuhe mit den hohen Hacken, Doktor. Eigentlich eine Kateridee: dieser Marsch in die Unterwelt in Gesellschaftskleidern!“ Weil er sie nicht losließ, hielt sie sich dicht neben ihm. „Ich bin aber wirklich nicht mehr hilfsbedürftig, Doktor Heinold!“

Sie gingen eine Weile wortlos nebeneinander her und fühlten einander. „Wir haben es ein wenig verlernt, die Romantik mit romantischen Augen zu sehen“, sagte sie leise. „Immer ist unser Verstand auf dem Sprunge und will uns klarmachen, daß wir dies und jenes nicht schön finden dürfen.“

„Und warum nicht?“

„Weil es Kitsch ist. Wir haben vor nichts mehr Angst als vor dem Kitsch.“

Er lachte. „Eine eigene Art von Philosophie!“

„Nun machen Sie sich wieder über mich lustig? Und ich habe doch nur versucht, mich ein wenig in Ihre Gedankenwelt zu versetzen.“

„Wirklich, Rena?“ fragte er leise.

Der Klang seiner Stimme verwirrte sie. „Ich denke mir, Sie sehen immer nur Ihren Chopin und Sie empfinden, wie alles ihn quält, wie alles ihn peitscht. Und wie dann aus der Angst und dem Heizen etwas ganz Großes wird.“

„Und das Theater auf Nohant? Kunst ist heiter.“

„Ich kann den Sprung noch nicht machen. Wir und die — wir sind nicht die gleichen Menschen; wir ahnen nur nach.“ Sie blieb plötzlich stehen. „Das ist phantastisch, Doktor!“

Bor ihnen lag eine neue Halle, die Felsenpfeiler stützten. Pfeiler, hinter denen gedämpftes Licht schimmerte, die sich in einem Wasser spiegelten, das kein Windzug, keine Welle bewegte. Und am Ufer, erleuchtet von hundert Kerzen, die Tafel.

„Der unterirdische See der Drachenhöhle!“ flüsterte Heinold.

Leise Musik tönte. Man wußte nicht, woher. Es war, als spielten nicht Menschen, als klang die Höhle selbst, als bildeten all diese bizarren Formen eine einzige große Orgel, als glitten die Töne durch die Luft und verlören sich weit hinten im Dunkel.

„Lassen Sie sich treiben, Rena! Nehmen Sie die Musik als das, was sie ist: als die Kunst, die das Beste in uns zum Schwingen bringen soll!“

Die Menschen gruppierten sich. Ein Amerikaner verbeugte sich vor Rena, führte sie zur Tafel und redete über banale Dinge. Sie hörte kaum zu. Dann sah sie, wie Don Joaquin mit der Lotorero ihr gegenüber Platz nahm, neben der schweigsamen Pilar Armengol. Weit entfernt von ihr saß Heinold mit einer Engländerin, die eifrig auf ihn ein-

sprach. Das hat der Conde so bestimmt! fuhr es ihr durch den Sinn. Und jedes Wort, das der Doktor sprach, schien ihr verschwendet. Die versteht ihn ja doch nicht. Merkt er denn nicht, daß sie ihm nur gelangweilt zuhört, daß sie ein Interesse heuchelt, das sie nicht aufbringen kann?

Die Lotorero beugte sich so weit nach vorn, daß man ihre wundervoll geformte Büste bewundern konnte. „Eine romantische Sache, Mademoiselle! Die Deutschen sollen ja große Romantiker sein? Ihr in Deutschland bevölkert eure Höhlen mit Drachen und Hegen und solch gefährlichem Zeug.“

„Kennt man das hier nicht ‚die Drachenhöhle‘?“

Joaquin Villalonga mischte sich ein. „Wo Drachen sind, gibt es auch immer schöne Frauen. Die Drachen sind nur die Wächter und in ihrer Hässlichkeit der beste Hintergrund für die Schönheit.“

„Man sollte das tanzen!“ sagte Rena und dachte eigentlich nicht an die Lotorero, sondern an eine von jenen deutschen Tänzerinnen, die alles aus dem Rhythmus entwickelten. Die Lotorero verstand es anders. Ihre Augen suchten den Italiener. Dann ein paar Worte an den Conde. Die wenigsten bemerkten ihr Fortgehen. Nur: Villalonga beschäftigte sich jetzt ausschließlich mit Rena.

Die war aufgestanden und an den See getreten. „Man möchte einmal hier baden.“ Sie bückte sich und tauchte die Hand ein. „Es ist warm. Schade!“

„Was denn?“

„Dass man keinen Badeanzug hat.“

Er rief eins von den Mädchen, die bei Tisch bedient hatten, und gab ihr einen Auftrag.

„Es müßte eigenartig sein“, fuhr Rena fort. „Wie in einem toten See, wie im Styg.“

„Unsere Damen wissen nicht, was der Styg ist; aber sie wissen dafür andere Dinge.“

Ein Gongschlag, der in dem Gewölbe wie der Ton einer Glocke nachhallte, überhob sie der Antwort. Aus dem See, der bisher in mystischem Dunkel gelegen hatte, stieg ein Lichtschein auf, bläulich, ließ die Umrisse einer Barke erkennen oder eines Floßes, das mitten auf der Wasserfläche schwamm, und auf ihm, in statuenhafter Ruhe, die Gestalt einer Frau. „Die Lotorero!“ flüsterte Lady Florence ihrer Landsmannin zu. „Man hätte nicht glauben sollen, daß die Frau einen so hinreißend schönen Körper hat.“

Das Kostüm verbarg nichts. Ein Tanzkostüm, wie sie es auf der Bühne wohl oft trug: die nackten Beine und Schenkel nur mit einem Schleier umhüllt, die Brust kaum durch zwei Schilde verdeckt, die Arme bloß. Den Kopf hielt sie, mit geschlossenen Augen, leicht auf die Seite geneigt, als erwarte sie etwas.

Wieder tönte die unsichtbare Musik. Eine eigenartliche Musik: eigentlich kaum eine Folge von Tönen, nur ein Klingen, das sich erst nach und nach zu einer Melodienreihe verdichtete und die Frau mehr und mehr in seinen Bann zu ziehen schien. Aber noch war nichts zu sehen: Die Glieder lagen schlaff; die Augen wollten sich nicht öffnen.

Jetzt war's, als zucke ein Schenkel — ein Arm hob sich, die Gestalt kniete nicht mehr, eine unsichtbare Gewalt zog sie empor — in einem Rhythmus, den diese Glieder vorher nicht gekannt hatten. Ein Aufbaum — eine Dissonanz . . . Und in wahnhaftigem Wirbel zwang es die Frau unter den fremden Willen.

Die Zuschauer waren aufgestanden und dicht an das Seufzer getreten. Rena spürte, daß der Doktor in ihrer Nähe war, aber sie mochte sich nicht umsehen. Es war eigentlich nicht einmal so sehr der Tanz, der sie fesselte; die Musik war's und der vollendet schöne Körper, in dem sie die Lotorero, die sie kannte, nicht wiederfand.

(Fortsetzung folgt)

# Vogelschüß für GROSS UND KLEIN

Von Wilhelm Carl-Mardorf  
Mit Aufnahmen des Verfassers



Die Ehrengarde zieht auf

Links: An der Schule sammelt man sich zum Aufmarsch

Unten:  
Dann geht es in feierlichem Zuge durchs Dorf

Die Sitte des Vogel- und Scheibenschießens greift weit zurück ins mittelalterliche Bürgerleben. Die alten Maifeste, als deren Nachbleibsel wir unsere Schützenfeste anzusehen haben, waren — ob schon Schützengilden ihre Träger waren — vorwiegend Freudenfeste. Man ritt in festlichem Aufzug hinaus in Wald und Feld, um dort den Maigrafen des neuen Jahres zu wählen. Nach Stunden schönster Gemeinschaft kehrte man heim in die Stadt, an der Spitze des Zuges pranggeschmückte Knaben, die Sinnbilder des wiedergewonnenen Frühlings. Man feierte tagelang bei Schmaus, Tanz und neuen Ausritten und — Wettschießen.

Nach dem Untergang dieser poesievollen Maigrafenfeste ließ die Kriegsnot des



Der König des vorigen Jahres gibt den ersten Schuß ab

Mittelalters den Vogelschüß wieder aufleben. Es bildeten sich allenthalben Papageien- und Schützengilden, besondere Zünfte, denen wir heute noch in Mecklenburg und Schleswig-Holstein begegnen. Bürgerliche Wehrhaftigkeit war das treibende Motiv, wie aus allen feierlichen Bestätigungen dieser Verbände hervorgeht. Jede Stadt hatte ihren „Schützenhof“, wo um den Preis der Geschicklichkeit gerungen wurde. Es gab keine städtische „Fröhlichkeit“, auf der nicht die Schützengilden in aller Stattlichkeit vertreten waren!

Dieser Zusammenschluß zur Wehrhaftigkeit bedingte eine

straffe Ordnung. Die Gildeverfassung gab sie. Der Vogel wurde vom ältesten Schaffer und zwei Herren des Rats (stellenweise taten dies alle Gildemitglieder) vor die Stadt getragen und dort aufgerichtet. Dafür stand ihnen ein Freischuß vor allen anderen zu. Dann erst traten die einzelnen „Rötte“ mit ihren Führern an. Der Vogel war mit Gewinnnummern bestickt. „Wer das haupt Am Vogell Abschiehet, dersell soll Achte mark Lübb (Lübisch-Lübische Münzel) Zu gewynn bekommen! . . . Wer König werbt, demselben will ein Erbar Rahtt Auf dem Sädel Fünf reichs Daler Berehren, Zudem soll derselb Ein Jahr Von Wachtgeldt Bndt Schöß frey seyn“ . . . Dagegen waren die Sieger verpflichtet, dem Bürgermeister ein „Stubich“ Weins zu schenken.

Der Vogelschuß war für alle Gildebrüder verbindlich!

„Es soll ein jeder Gildebruder des Tages wann der Vogel geschoßen werden soll, Mittags vor 11 Uhr bey Strafe 8 Sch. mit seinem Rohre in dem Gildehause sich einfinden . . . Wer aber halsstarriger Weise aufzuhören und garnicht erscheinet, und also dadurch die ganze Gilde beschimpft, soll ohne einziger Aufzwingung, an der Gilde eine Tonne Hamburger Bier zu 15 Taler Lübisch Strafe zu erlegen schuldig seyn.“ (Papageien-gilde zu Wesselburen in Dithmarschen.) Der Königschuß wurde im Gildebuch registriert. Daneben fanden auch andere bedeutsame Ereignisse Aufnahme.

Sehr früh wird auch die Sitte des Kindervogelschießens aufgekommen sein, nach der landläufigen Denkweise: Was den Alten recht ist, ist den Jungen billig! Es entstanden Kinderschützengilden, die mit der Armbrust nach dem Vogel schoßen. In unserer oft so undeutsch beeinflussten Zeit ist es eine Erquickung sondergleichen, das Vorbild der Nordmark zu studieren. Dort gibt es noch genug Kinderschützengilden zur Pflege dieser Sitte. Die Knaben schießen nach dem Vogel, die Mädchen stechen nach der Ringscheibe. Dieser Tag ist ein Volkstag in denkbar gutem Sinne. Frühmorgens geschieht ein Weden in allen Gassen, das die Kleinen rasch auf die Beine bringt. Als bald sammelt sich das junge Volk mit seinen Lehrern — ihnen gebührt hohe Anerkennung! — mit Fahnen und großer Musik. Stolz wird der Vogel mit den allmächtigen Armbrüsten vorangetragen. Auf der Spielwiese richtet man ihn auf. Laut knallen die Bolzen an seinen Leib, Splitter sausen durch die Luft, Preise kommen herab, die Unachtsamen strafft ein unsanfter Bolzenschlag . . . aber gibt's auch wirklich einmal eine Beule, ein Loch . . . Tränen passen nicht zu diesem Fest . . . „Dat mot en dithmarschen Schädel aßknönen!“

Größter Glanz entfaltet sich nach der Verkündigung der Könige und Königinnen, wenn die Mädchen in sauber-weißen Kleidern und leuchtenden Blumenbögen, die Knaben in erster Garnitur und wehenden Fahnen einhermarschieren. Könige und Königinnen werden festlich begrüßt und im Wagen eingeholt:

„Als neuen König grüssen wir / Dich alle, groß und klein. / Du sollst nun unsres Festes Zier / Und unser Vorbild sein! / Du tatest mit Geschick zuletzt / Den forschten Königschuß, / Drum holen wir zum Fest dich jetzt / Mit unserm Königsgruß. / Unser König, er lebe hoch! . . .“

Gewiß ein anpruchsloses Verslein, aber doch ganz angemessen der Feierlichkeit des Augenblicks. Nach dem Umzuge verteilen sich die Gäste auf die Tanzsäle, allwo Eltern



Derweil vergnügen sich die Mädchen beim Ringelspiel



Links:  
Der Schuß nach dem Vogel

Der Vogel auf der Stange

Der Vogel auf der Stange



Jeder Schuß wird genau gebucht



Da sitzt er im Zeichen seiner Würde mit Schärpe und Zepter

und Lehrer mit den Kindern einmal wieder ganz froh und stolz werden ...

Die Festritte der Alten hat sich nicht so uraltmäßig zu erhalten vermocht. Schon der Schuß nach dem auf der Stange sitzenden Vogel bedingte aus Gründen öffentlicher Sicherheit eine Abwandlung, denn mit den Bleibolzen der Borderlader ist nicht zu spaßen. Der hölzerne Bursche wandert in den sichereren Scheibenstand, wo jeder unbehindert seine Lust an ihm kosten kann. Aber es ist doch eine ge-

hörige Arbeit zu leisten, bis das letzte Stück von der Stange herunter ist. Und das muß herunter, sonst gibt es keinen König!

Erhalten hat sich überall der Weckruf der „Knüppelgarde“, der Rundmarsch unter den Fenstern, auch der „Königsabend“ am Tage vor dem Fest, an dem der alte König die Kunst noch einmal um sich versammelt, um ihr bei guten Reden und Liedern ein festiges Desperbrot zu geben, oft so unverfälscht echt, daß darüber der Festtagsmorgen dämmt. Geblichen ist endlich der Mannestolz, der seinen Lohn findet in der Ehrenkette und im anerkennenden Blick schöner Frauen.

Die Fröhlichkeit, die Spenderin der Freude, die Weckerin edler Taten und große Versöhnung der Gegensätze, die die Volksseele so arg vergiftet haben, ist das treibende Motiv unserer neuzeitlichen Schützenfeste. Sie war es in gewissem Sinne schon vor

Zeiten, hören wir doch aus dem Mittelalter, daß Städte und Bürger von sich aus besondere „Stahlschießen“ (das sind Armbrustschießen!) veranstalteten, um Kurzweil und Geselligkeit zu haben. Und sie verstanden es wahrhaftig! Dann gab es ein lustiges Zusammenströmen von fahrenden Spielleuten, Gauklern, Tierbändigern und Marktschreien — von Schützen allen Standes, von Rittern und Fürsten. Auf einem solchen Fest der Stadt Augsburg im Jahre 1470 wurden allein 466



Zuletzt wird der kümmerliche Rest des Vogels als Trophäe vors Scheunentor genagelt

Schützen gezählt. Diese wurden „unter Tags mit einem guten Trank unter den Gezelten und in denen aufgeschlagenen Küchen auff gemeiner Stadt Unkosten erquicket und lustig gemacht“.

Heute gibt es noch Städte, Dörfer die Menge, wo trotz aller wirtschaftlichen Einengung, trotz der siblen Verküstigung des Volksganzen diese altdeutsche Sitte unvermindert weitergepflegt wird. In Burgkuhde entzünden die Bürger beim abendlichen Einzug der Schützen Lichter vor den Fenstern. Als einst in Bismarck fremde Elemente den Umzug der Kinder stören wollten, blieben die Fischer daheim von der See und stellten sich schlägig vor die alte Überlieferung. Und muß es nicht so sein? ... Viel weniger auf starre Innehaltung verbriefteter Ordnungen kommt es an, auf Lautsein und Übermütigwerden, als auf den geistigen Schwung, den wir dem schönsten deutschen Volksfeste geben!

# Nur ein Abenteuer?

Erzählung von Alma Rogge

Die beiden Freunde saßen am Ende des Gartens unter der großen, herbstlich gelben Linde. Die Flasche Mosel auf dem Tisch war leer, das Gespräch verstummt. Sie blickten über den Fluß, der in der milden Sonne eines späten Septembertages vor ihnen lag, und sahen einem Fischer zu, der sein Netz in regelmäßigen Abständen ins Wasser warf, eine Zeitlang geduldig daß und es dann wieder heraus hob. Er schien nicht viel zu fangen. Vom andern Ufer klang gedämpft eine Handharmonika herüber und spielte langgezogen und weich eine Schlagermelodie des Vorjahres.

„Geht es dir auch so“, sagte nachdenklich Werner Rüther, der Architekt, „daß eine Melodie jedesmal, wenn du sie hörst, eine bestimmte Erinnerung, ein Ereignis in dir wachruft? Immer wenn ich den Gardemarsch Nr. 1 höre, denke ich an den Abend in Cambrai — aber ich glaube, das habe ich dir schon mal erzählt.“

„Ja, ich weiß.“

„Jedesmal, wenn ich den Schlussatz von Mozarts Kleiner Nachtmusik höre —“

„Erzähl mir jetzt lieber, an was dich die Melodie da drüben erinnert!“

Werner Rüther rückte auf seinem Stuhl. „Das ist zwar nur eine Schlagermelodie, aber trotzdem —“ Er schien verlegen.

„Gang immer an“, ermutigte ihn der Freund, „es ist eine so gute Stunde zum Erzählen.“

„Also schön“, sagte Werner. „Vielleicht hilft es mir, wenn ich mich einmal darüber ausspreche.“

Ich war im vorigen Jahr ein paar Wochen an der Ostsee. Du

erinnerst dich vielleicht, wie regnerisch der Sommer gewesen war. Ende August kam ich bei jagenden Regenschauern an, aber bald lichtete sich der Himmel, und der erste Septembertag überraschte uns mit dem strahlendsten Sommerwetter, das sich denken läßt. Die Ostsee, noch immer bewegt und mit weißen Schaumkronen auf den sich gemächlich überschlagenden Wellen, lag blau und leuchtend vor meinem Fenster, umrandet von dem hellgelben Sandstreifen der weitauschwiegenden Bucht und einem fernen, dunstig blau verfließenden Horizont. Ich war glücklich über das schöne Wetter, freute mich auf die Erholung und hoffte im stillen auf ein kleines Abenteuer. Das lag auch gleich am Nachmittag des ersten schönen Tages in meiner noch unfertigen Burg.

Sie war sehr jung, dunkelblond, schlank und gefiel mir. Zuerst schien es ihr nicht weiter schlimm, daß sie sich in der unbewohnt geglaubten Burg eingenistet hatte. Als ich aber den Vorschlag daraus folgerte, sie fortan gemeinsam zu benutzen, wollte sie ausrücken. Aber dann fanden wir uns doch schnell, schwammen und segelten miteinander, streiften über die schon herbstlichen Felder, erforschten auf weiten Spaziergängen den nahen Wald, tanzten in der Strandhalle und schlenderten an zauberhaft schönen Abenden zwischen dem Versinken der Sonne und dem Aufleuchten der ersten Sterne den glattgespülten Sandstrand der Bucht entlang.

Je wärmer und blauer die Tage wurden, je mehr wir dem anfangs nur zweifelnd geglaubten Nachsommer vertrauen lernten, um so völliger verspannen wir uns in unsere Ferienseligkeit. Ein Tag war wie der andere, erfüllt von Sonne und See und Freude.

Ich weiß nicht, ob man Elma eigentlich hübsch nennen konnte. Für mich waren das schönste ihre warmen, den Blick in sich hinziehenden Augen und ihr Mund, der manchmal schmal und geformt wie zusammengerafft erschien und dann wieder ganz weich und entspannt. Ich wußte, sie liebte zum erstenmal. Immer in den ganzen Wochen behielt sie das Scheue, Spröde, das wohl mehr ihrer Jugend als ihrem eigentlichen Wesen zuzuschreiben war, denn in unseren glücklichsten Stunden war sie von einer Unmittelbarkeit, von einer Stärke und Innigkeit des Gefühls, wie man es nicht bei ihr vermutete, das mich beglückte und doch manchmal mit Besorgnis an das Ende dieser Spätsommer-tage denken ließ.

Denn für mich war es nur ein Abenteuer, eine kleine Ferienliebe. Mit dieser Einstellung hatte ich unser Zusammensein begonnen, und dabei blieb ich auch. Bei aller Verliebtheit meldete sich in mir doch immer zwischendurch das Gefühl einer Überlegenheit, das diesem Erlebnis den letzten Ernst und Glauben versagte. Daß sie dagegen den vollen Einsatz ihres jungen Herzens gab, beglückte mich mehr, als ich es mir damals eingestehen möchte. Und die leise Wehmuth, die über diesem, unausweichlich seinem Ende zuneigenden Sommerglück lag, schien mir recht zu dem mehr und mehr sich nahenden Herbst zu passen, dessen Tage durch die anhaltende Wärme immer milder, blauer, verträumter wurden.

In der letzten Woche meines Urlaubs wurde ich unvermutet telegraphisch nach Berlin beordert zur Vertretung eines Kollegen bei einer großen Zusammenkunft der Baumunternehmer und Architekten. Da ich weder Zeit noch Lust hatte, schon gleich für eine endgültige Abreise alles zu regeln und zu packen, mir auch nach der Tagung noch etwas Zeit übrigblieb, tröstete ich Elma damit, daß ich wiederkommen und noch zwei volle Tage mit ihr zusammenmürde. Über diesen Zeitpunkt hinaus Pläne zu machen, hatten wir bis dahin in stillschweigender Übereinkunft vermieden. Wir nahmen lachenden, herzlichen Abschied, — ich sah ihre helle Gestalt noch lange auf dem Bahnsteig stehen und winken, und mein Herz war voll Zärtlichkeit für sie.

Die Tage in Berlin waren angefüllt mit Besprechungen, Besichtigungen, Geselligkeit. Beruflich gab es sehr viel Interessantes für mich. Ich traf Kollegen, zum Teil alte Freunde und Bekannte, knüpfte neue Beziehungen an, lernte kluge und schöne Frauen kennen. Meine letzten Wochen an der See lagen hinter all dem Neuen, das auf mich einstürzte, so weit zurück wie eine Jahralte Erinnerung. Wohl tauchte Elmas Gestalt oft vor mir auf, doch merkwürdig unbestimmt. Ich stellte sie in Gedanken mitten in die mich nun umgebenden Menschen hinein, — sie wollte mir nirgendwohin passen. Meine Freunde, meinte ich, müßten den Kopf schütteln, wenn ich ihnen das junge, schmale, unbedeutende kleine Mädchen als meine Gefährtin vorstellte, die Frauen würden lächeln. Ich stürzte mich weiter in die Flut der Veranstaltungen und fuhr nach fünf Tagen müde und abgespannt an die See zurück.

Elma holte mich vom Bahnhof ab. Sie hatte sich die wenigen, für meine Rückkehr in Frage kommenden Züge herausgesucht und stand also da. Als wir in den vom Bahnhof zum Ort führenden, buschumstandenen Richtweg einbogen und ich den Arm um sie legte, fühlte ich, daß sie vor Freude zitterte.

Der Himmel war grau bewölkt, es hatte mittags den ersten Regen gegeben. Die ganze Landschaft war verändert, — ich war es wohl auch. Elma erzählte mir, wie sie die Tage ohne mich verbracht hatte. Ich versuchte, von meinen Berliner Tagen zu berichten. Aber wo ich auch anfang, stockte ich bald. Von Architektur verstand sie nichts, die Kunst war ihrem Gefühl nicht verschlossen, aber ihrem Wissen fremd. Wir hatten vorher nie über solche Dinge gesprochen. Das Wetter ging uns an, die See, der Wald. Was wir täglich tun wollten und unsere Verliebtheit, das war uns genug gewesen. Ich wußte wenig von ihr, — was sie von mir? Zwei im Grunde fremde Welten, die sich begegnet waren, so schien es mir nun. Ich verschonnte mich hinter meiner Müdigkeit und trennte mich bald von ihr.

Am nächsten Tag, der unser letzter war, hingen die Wolken noch tiefer, ein feiner Sprühregen hüllte alles in einen grauen Schleier. Wir fanden nicht mehr zu den Stätten unserer glücklichen Tage, wir fanden nicht mehr zu unserem alten Frohsein zurück. Wir saßen auf der Veranda der Pension, wir saßen auf dem durchnässten Leinen des Strandkorbes, wir saßen im Café und wußten nicht, was wir miteinander reden sollten. Ich ver-

suchte die trübe Stimmung mit dem Wetter und dem Abschied zu erklären. Sie sah mich nur still an. „Du bist anders als sonst“, sagte sie.

Am Abend klärte sich der Himmel etwas auf. Wir gingen noch einmal den ganzen Strand der schöngeschwungenen Bucht ab. Die dicken Wolkenballen im Westen hatten rote Ränder, die Wellen platschten leise und eintönig. Die stumme Trauer, die von Elma ausging, überfiel nun auch mich. Abschied vom Sommer, Abschied von einer Liebe, die mich keine Stunde gequält, die mich immer nur beglückt hatte.

Ganz am Ende des Badestrandes war ein Strandkorb an die Dünne gelehnt. Ich breitete meinen weichen Flauschmantel darin aus, und wir legten uns hinein. Ich streichelte sie, ich begann sie zu küssen. Sie schmiegte sich wortlos an mich. Liebesbetreuungen wollten mir nicht mehr über die Lippen. „Ich werde nie vergessen, wie schön es war“, sagte ich ihr, „wie glücklich wir zusammen gewesen sind. Immer warst du gut und zärtlich, immer war nur Freude zwischen uns. Sag, war es nicht schön?“ Sie schwieg und rührte sich nicht. Als ich ihre Augen küssen wollte, fand ich sie voll Tränen.

„Nicht weinen“, flüsterte ich an ihrem Ohr.

„Du sagst immer nur ‚war‘, es ‚war‘“, brachte sie mühsam heraus.

„Es ist doch nun mal nicht anders“, versuchte ich einen Trost, der ihren Schmerz nur vergrößerte, „ich kehre zurück und bau Häuser und sitze über meinen Büchern und schreibe meine Abhandlungen, — du hast dein Zuhause, hast deine Tiere, deine Arbeit. Du bist 20, ich 35, deine Welt ist eine andere als meine, — das haben wir doch immer gewußt. Aber nie werde ich vergessen, wie schön es war!“

Hier umschlang sie mich mit einer Heftigkeit, die ich noch nicht an ihr kannte, und küßte mich — ich schämte mich, es auszusprechen — aber sie schrie dabei, lautlos, aber sie schrie, ihr Herz schrie, ihr ganzer Körper schrie —

Dann ließ sie von mir ab. Ich, nun wieder neu verliebt, wollte sie nicht aus meinen Armen lassen, ich zog sie an mich, suchte ihren Mund, — sie wandte den Kopf ab und machte sich gewaltsam frei. Stumm stand sie auf, stumm ging sie den Strand entlang. Ich blieb neben ihr, ich redete wirre, beteuende, tröstende, verliebte Worte, sie antwortete nicht. Meine Worte erreichten sie nicht mehr, obgleich unsere Hände sich streiften.

Endlich schwieg ich. Wir hörten unsere Schritte auf dem Sand, kleine Muscheln knackten unter unseren Füßen. Die Wellen kluckerten nur noch ganz leise, müde, als ob sie gleich einschlafen wollten. Ein paar Sterne blinkten matt durch dünne Wolken.

An der schmalen Holztreppe, die zur Dünne hinaufführte, blieb ich stehen. Ich rief leise ihren Namen. Sie wandte sich nicht um. Ich rief noch einmal, — sie kam nicht zu mir zurück.

Als ich am anderen Morgen spät — ich war in der Nacht noch lange herumgelaufen und erst gegen Morgen eingeschlafen — zum Frühstück herunterkam, war sie schon fort. Sie hatte Nachricht von Hause bekommen und plötzlich abreisen müssen, wurde mir bestellt.

Ich fuhr am Nachmittag.

„Hast du sie je wiedergesehen?“ fragte der Freund nach einer Weile.

„Nein. Mein Brief kam zurück. Und später noch einer“, fügte Werner zögernd hinzu. „Ich war auch einmal in der Stadt, in der sie lebt, und habe sie zu sehen versucht, — sie hat es nicht gewollt.“

„Dann war sie klüger als du und hatte begriffen, um was es ging, als ihr Abschied nahmt.“

Ein gelbes Blatt taumelte langsam aus der Linde herab. Werner griff es auf und betrachtete es.

„Man sollte keinen Abschied nehmen. Man sollte sein wie immer bis zuletzt und so auseinandergehen, und sich danken, — oder sich verzeihen.“

Ein abendlicher Windstoß rauschte durch die Bäume. Fern über dem Fluß verklang die Musik.

„Und die Melodie?“ fragte der Freund, „was war es mit der Melodie?“

Über Werners ernstes Gesicht verbreitete sich ein entrücktes Lächeln. Er tat, als hätte er die Frage nicht gehört. So schwiegen die Freunde nun beide, während die Nacht über dem Fluß herauf zu dämmern begann.

# Wissenschaft an der Wende

## 6. Die Geographie von heute

Von Prof. Ewald Banse

Wie dem Verfasser dieser Zeilen mag es schon Tausenden gegangen sein: Man hat eine besonders eigenartige Landschaft kennengelernt, oder man ist auf einen eigenwilligen Volkscharakter gestoßen, oder man hat in eigenem oder fremdem Lande sonst etwas beobachtet, das sich einer sofortigen Erklärung entzog oder dessen Schönheit sich nicht sogleich deuten ließ. Doch man eilt weiter und nimmt sich vor, daheim über die Erscheinung in einem geographischen Werke, einer Landeskunde nachzulesen — wo sonst sollten sich Schilderung, Erklärung, Ästhetik der Dinge der Natur und des Menschenlebens finden lassen? Aber nun kommt auf einmal der Bruch, der große Abstand, die Enttäuschung. Zum höchsten Erstaunen des Wissbegierigen findet sich in dem Werke nichts, auch nicht das geringste über die offenen Fragen, ja, das Land, das man eben erst durchwandert hat, macht in dem Buch einen ganz anderen Eindruck. Es hat gar kein Gesicht! Die Natur hat darin keine Landschaft, sondern besteht nur aus geologischen und meteorologischen, aus botanischen und zoologischen Begriffen. Die Menschheit sieht sich lediglich aus Siedlungs- und Verkehrs- und Wirtschaftstatistiken zusammen; sie ist kein Volkstum, sondern bloß eine Bevölkerung, deren Verhältnis zum Raum lediglich in der Projektion auf die Verbreitungskarte ausgedrückt wird. Dass sie auch einen Charakter besitzt, dass sie eine Geisteskultur hervorgebracht hat, dass sie der Scholle irgendwie verpflichtet ist, kurz, dass sie eine beseelte Macht bedeutet — nichts davon steht in den Büchern der gelehrten Geographie. Jene der ungelehrten Geographie aber, die Reisebeschreibungen und die Plaudereien, sie behandeln solche Fragen entweder ebenfalls nicht oder sehr oberflächlich und nicht aus tieferen Zusammenhängen heraus.

Die Geographie hat also gründlich versagt. Als Folge davon wendet sich der Wissbegierige, dem die Natur Lust zur Beschäftigung mit geographischen Dingen gemacht hat, sofort wieder davon ab und anderen Wissenschaften zu.

Wir machen also der Geographie zum Vorwurf, dass sie sich gänzlich neben den Wünschen und Bedürfnissen der Allgemeinheit bewegt und dass sie es nicht verstanden hat, das ihr anvertraute Gut — die sinnvolle Deutung der Länder und Völker — treu zu verwalten! Sie ist eine trockne Kathederwissenschaft geworden, verliert sich in Abzapfungen blutleerer Begriffe und dringt nicht zur Schönheit, zur Lebendigkeit, zur Größe der Natur durch. Wie schlimm das Verhalten der Kathedergeographie ist, tritt in ganz helles Licht erst dann, wenn man erfährt, dass ihr seit einhundert-fünfzig Jahren Anregungen zur Besserung dieser Zustände genug gespendet wurden. Seitdem Rousseaus Ruf zur Natur erklungen war und seitdem Männer wie Forster und Humboldt, Poeppig und Krieg, Kohl und Ratzel die Landschaft zu schildern, und Männer wie Herder die raumgebundene Menschenseele zu umreißen unternommen hatten — seitdem war kein Grund mehr, dass die Geographie auf ihrem engen Standpunkt beharrte und vor der Natur die Augen schloss. Aber ihre Gewalthaber fanden es bequemer, mit Zahlengrößen und mit Begriffen zu arbeiten, die sich auf die Karte übertragen oder aus dieser herauslesen ließen, als dass sie selber in die Natur gingen und deren Zusammenhänge in Bildern zusammenfassen. Ja, selbst wenn sie im Gelände waren, so schlossen sie oftmals absichtlich die Augen, um nichts zu sehen. Durfte doch ein sonst so wichtiger Forschungsreisender wie Karsten Niebuhr erklären: „Die Prospekte von Bergen und Tälern können einem Gelehrten sehr gleichgültig sein“ — ohne sich dem Fluch der Lächerlichkeit auszusetzen. Und auch später, von den 1870er Jahren ab, als die Geographen nach Richthofens Vorbild begannen, ins Freie zu gehen, mäzen und klopften sie nur, hielten aber ihre Augen immer noch vor der landschaftlichen Erscheinung verschlossen. Der

Schreiber dieser Zeilen darf bekennen, dass ein Wandel erst eintrat, nachdem er selber in Erkenntnis dieser Schäden die Forderung nach einer neuen Geographie erhob, was zuerst 1912 geschah. Seitdem tritt langsam, ganz langsam, ja, für die Wissenschaft beschämend langsam, ein Wandel ein.

Alte und neue Geographie: Es stehen sich also diese zwei Gegensätze in der Geographie gegenüber: eine alte oder bloß untersuchende (analytische) und eine neue oder zur Gestaltung vordringende (synthetische) Geographie. Analyse ist Aufspaltung einer Gesamtheit in deren Einzelbestandteile, Synthese ist Gesamtheitsbetrachtung auf Grund der Kenntnis der Einzelteile; die erste ist in allem geistigen Tun das Grundlegende, bedarf aber stets der Erweiterung und Hinführung zu der anderen, um volle geistige Inbesitznahme des Gegenstandes zu sichern.

Im Fall der Geographie liegt die Sache etwa folgendermaßen, um sie an einem Beispiel klarzumachen. Ein Forscher kommt in eine unbekannte Gegend und untersucht ihre Elemente. Er bestimmt das Lageverhältnis der Berge und Ebenen, der Flüsse und Ortschaften, klopft die Gesteine ab und stellt ihre Lagerung fest, er untersucht Wasser und Wolken, Winde und Niederschläge, er sammelt Pflanzen und legt Art wie Verbreitung der Pflanzenverbände fest, er bestimmt die Form der Siedlungen und Verkehrseinrichtungen, er beschäftigt sich mit der Rassen- und Sprachzugehörigkeit der Bevölkerung — kurz, er untersucht alle die zahllosen Einzelgegenstände, die ihm in dem noch unbekannten Lande entgegentreten. Als denkender Mensch wird er auch über die Ursachen der Einzelercheinungen sich zu unterrichten suchen. Er wird fragen: Warum ist der Sandstein an dieser Stelle waagerecht gelagert und an jener in Falten gelegt? Oder: Warum findet sich hier Wald und dort Steppe? Oder: Warum sind die Menschen unten in der Ebene größer, heller und wohhabender, die im Gebirge aber kleiner, dunkler und ärmer? Aber mit Ergründung solcher Elemente wird sich der Forscher, wenn er der alten Geographie angehört, begnügen. Weiter geht er nicht, sondern wendet sich einem anderen Lande zu, denn mit der Analyse jenes Raumes dünkt ihn seine Arbeit getan zu sein.

Anders der Verfechter der neuen Geographie. Für ihn fängt die Hauptarbeit jetzt erst an. Er sagt sich: Ja, ich weiß nun freilich, was für Einzeldinge es in jenem Land gibt, aber mir fehlt doch jede bildhafte Vorstellung davon, und ich habe noch gar keine Ahnung, wie eigentlich die Bewohner mit ihrer Scholle seelisch verkettet sind! Das Bild des Landes hat der Kollege von der alten Fakultät in seinem Studiereiser völlig übersehen, und die Seele des Landes nun gar, die hat er überhaupt nicht erfasst. Er wirft meinem Verstand einen Haufen Brocken hin, aber meinem Empfindungsleben bleibt er alles — aber auch alles — schuldig.

Und hurtig macht sich der neue Geograph an die Arbeit. Er überprüft die Ergebnisse der analytischen Tätigkeit seines Vorfäters, denn dessen Arbeit verschmäht er durchaus nicht, hält sie vielmehr für durchaus notwendig; dann aber beginnt er seine synthetische Tätigkeit. Zuerst einmal scheidet er aus dem riesigen Beobachtungsmaterial alles Unwesentliche aus und zieht alle wesensbestimmenden Tatsachen aus ihm hervor, denn er weiß, dass in allem Irdischen es nur auf Begrenzung, auf das Charakteristische ankommt, soll das menschliche Hirn es fassen. Sodann sondert er den Stoff in zwei Begriffs- und Anschaungsgruppen: die eine um den Brennpunkt der bildhaften Landschaft, die andere um den des befehlten Volkstums vergruppt. Und jetzt lässt er die einzelnen Elemente — wie Mutterlauge zum Kristall — nach beiden Brennpunkten hin zusammenschließen.

Die Landschaft sah er als bildhaftes Zusammensein aller Erscheinungen von Natur und Menschenleben auf. Wie Gestein und Landform, Niederschlag und Wolkenform, Bewachung und Bebauung, Licht und Farbe sich vereinen und zu einem neuen Unteilbaren werden, das als Bild vor den Beobachter tritt — das ist sein Werk, das ihm kein einziger Geograph jemals vorgemacht hat. Dieses Bild steht ohne Aufhören um den Wanderer herum, es geht mit ihm mit, es folgt ihm in den Schlaf, es bleibt vor seinem geistigen Auge selbst dann noch, wenn er das Land längst verlassen hat. Dieses Vorstellungsbild setzt sich aus zahllosen Einzelbildern zusammen, deren Besonderheiten fernbleiben und den überall in einem bestimmten Lande gültigen Linien und Formen, Bewegungen und Farben Platz machen. Es wird zum Stilbild, das sich von den Stilbildern aller anderen Länder scharf unterscheidet. Wenn der Geograph diese Landschaftsstile für alle

Räume der Erde feststellt, dann erhält er eine Landschaftskunde, die Bildrechenschaft über die ganze Erde ablegt.

Damit ist aber die Aufgabe des gestaltenden Geographen nur erst zur Hälfte erfüllt. Die Landschaft baut ihm die Brücke zum seelischen Verständnis des Volkstums. Dieses letztere ist ihm das seelische Zusammensein aller Erscheinungen von Natur und Menschenleben. Wie sich Boden und Klima, Bewachung und Rasse, Volksgemeinschaft und Staat, Kultur und Wirtschaft verbinden und ein neues Unteilbares werden, das als seelisches Erlebnis vor den empfindenden Beobachter tritt — dies ist das zweite Werk, das ihm kein Geograph jemals vorgemacht hat. Das Besetzte in dem Zusammenhang zwischen Natur und Mensch ist das, was den eigentlichen Sinn einer Volkseinheit ausmacht, was den Niederschlag des Landschaftlichen im weichen Wachs der Seele bedeutet und was als Problem des Volkscharakters über der Frage nach jedem Volk schwebt. Auch die Volksseele eines Raumes setzt sich aus zahlreichen Gegebenheiten zusammen, und die einzelnen Volksseelen unterscheiden sich scharf voneinander, denn jede hat ihren eigenen Stil. Verfolgt man diese Stile über die ganze Erde, so erhält man eine Volksseelenkunde, die Auskunft über die Verhältnisse dieser Seite der Geographie gibt.

Jeder wird leicht erkennen, daß die neue oder gestaltende Geographie etwas ganz anderes ist als die alte oder untersuchende. Sie sucht nach den Ganzheiten der Erde und bringt alles auf die beiden Nenner der bildhaften Landschaft und des besetzten Volks-

tums. Damit durchdringt sie den ungeheuren Stoff viel tiefer und bringt ihn zu wesentlich eindrücklicherer Gestaltung. Das Bild, das sie von einem Lande entwirft, ist farbenreich und anschaulich und wird nicht so leicht vergessen wie der Zahlen- und Namenwirrwarr der alten Richtung. Niemand hat das früher und tiefer begriffen als die Schule. Während die Professoren- schaft großenteil zu träge ist, um ihre überkommenen Ansichten zu revidieren und auf neu aufzubügeln, hat der größte Teil der Lehrerschaft das Wertvolle und das Schulbrauchbare der neuen Lehre schnell erkannt. Vor die Klasse gestellt, konnte ihr nicht verborgen bleiben, daß nur mit der neuen Weise der Schüler zu gewinnen ist und — Gewinn vom Geographieunterricht haben kann. So bleibt denn die theoretische Wissenschaft in bedauerlicher Weise hinter dem Siegeszug der neuen Gedanken zurück, ja, sie stemmt sich zum Teil noch immer dagegen.

Als Anhänger der neuen Gedanken seien namhaft gemacht: Erich v. Drygalski und Erich Obst, Hans Spethmann und Wilhelm Bolz, Oswald Muris und Jörgen Hansen, Stefano Grande und — schließlich der Schöpfer des neuen Lehrgebäudes selber, der Schreiber dieser Zeilen. Wer seine Gedanken weiter verfolgen will, der sei auf folgende Bücher des Verfassers hingewiesen: "Die Geographie und ihre Probleme" (Mauritius-Verlag, Berlin), "Buch der Länder" (Scherl, Berlin), "Deutsche Landeskunde" (Lehmann, München), "Geographische Landschaftskunde" (Perthes, Gotha).

# Kampf auf der Robbeninsel

Erzählung von Franz  
Friedrich Oberhäuser

Mit Zeichnungen von  
H. Becker-Berke

Einige Tage reisen hinter Alaska tauchte eine Insel aus dem Meer. Keine der Aléuten, sie lag mehr im Norden, mitten im Beringsmeer, mochte vielleicht der Pribilofgruppe angehören. Es war eine kleine, unbekannte Insel, die im milchweißen Sonnenlicht und dem feinen nördlichen Nebel, der wie ein märchenhafter, breiter Regenbogen in einem gedämpften, zarten Blau und verwehenden Weiß von Alaska bis hinüber nach Kamtschatka hing, wie vor einem mystischen Hintergrunde lag.

Der Führer der Robbenschläger, unter dessen hartem Befehl die Männer ein schönes Stück Geld verdienten, obwohl sie nur fünf Cents für jede erschlagene Robbe bekamen, zwang den misstrauischen alten Kapitän der "Yellowbird", diese namenlose Insel anzulaufen. Der hatte allerlei Ausreden gebraucht, Gründe angeführt, die zum Teil dem Überglauen des Seebären entsprangen; erst die Drohung, ihn samt seinen Matrosen nach der Heimkehr brotlos zu machen, indem er ihn einem Gericht der Robbenschläger anzeigte, hatte den Kapitän dazu bewogen.

Seit drei Tagen arbeiteten nun die Männer an einem ganz unerwartet guten Robbenschlag auf der Insel.

Da geschah etwas Unerwartetes.

Gorrun, der Vöß der Robbenschläger, war zeitig in der Frühe zum Strand hinabgegangen, um einen neuen, bequemen Schlag zu suchen. Er schritt langsam zwischen einzelnen Felsblöcken den Hang abwärts, während hinter ihm, knapp an einer aufsteigenden Felswand, wo sie eine Hütte errichtet hatten, die Knechte den Rest der vortägigen Beute tranken.

Das graulederne Schürzenfell schlug dem riesenhaften, starken Mann mit dunklem Klatschen an die hohen, breitschaftigen Stiefel. Der Vöß spielte mit einem schweren eichenen Knüttel,



den er an einem kurzen ledernen Riemen um das rechte Handgelenk trug und der sicher ein guter Zwanzigpfunder war.

Das Licht des Tages wurde nur um wenig stärker, doch wurde es wärmer. Der Vöß sah die jungen Mähnenrobben zu Hunderten aus dem klaren Wasser kommen. Er hörte ihr lautes Bellen. Er blieb hinter einem Steinblock stehen, um besser beobachten zu können.

Er unterschied deutlich die grauen und die dunklen Felle. Manchmal war eine unter ihnen, die fast milchweiß aussah. Die runden Köpfe wackelten heftig, spiegelten nach allen Seiten. Während die alten Robbeneltern behäbig auf dem feinen, hartgläsernen, glitzernden Sande lagen, schäkelten die Jungen im Wasser, das klar und hell war. Sie tauchten nach Fischen oder ließen mühevoll den Strand hinauf zu einer kleinen natürlichen Rutschbahn, um auf ihr hinab in das wundervoll belebte Meer zu gleiten.

Gorrun hörte sie dann laut, vergnügt und überaus komisch bellen. Er kannte alle diese Rufe; er verstand die Sprache der Robben. Er kannte auch alle diese Spielarten der Robben: Da waren welche mit Köpfen, die rund waren, wie der Kopf der



Katzen; andere, die hundsköpfig aussahen, runde und glatte Köpfe, auch alte Bullen mit patriarchalischen Köpfen, mit Haaren und Bärten.

Er wußte genau, welche Tiere das bessere Fell und welche das bessere Fett hatten. Auch kannte er, dank seiner vielseitigen Arbeit auf den Robbenpläßen, Tiere, die denkend und philosophisch aussahen; wilde unter ihnen, mit langen, weißen Reißzähnen, die fortwährend angrissen und bissen und die die kleinen, kaum drei Fuß langen Jungen wegstießen wie Steinchen, die lautbellend in das Meer rollten.

Der Voß hätte jetzt umkehren und zu seinen Leuten gehen sollen. Aber etwas hielt ihn zurück. Er hob den Knüttel, wiegte ihn, er wollte die Gelegenheit ausnützen: vor ihm faulenzte eine große Herde. Mit dumpfen Schlägen sauste die eichene Keule auf die runden, possierlichen Nasen der Robben, daß die Tiere wie ein Stück Holz umfielen und liegenblieben. Der Voß zielte gut: mit jedem Keulenschlag legte er eine Robbe um.

Da — mitten in der Schlachtarbeit wuchs plötzlich ein riesenhafter Körper vor ihm auf. Es war ein Bulle, der hinter einem Felsblock gelegen haben mußte. Er hatte die Jungen zur Seite geschleudert und stand nun Gorrun gegenüber. Hoch und aufrecht. Der Wind fegte durch seine Mähne.

Ein sonderbares Gefühl ließ den Mann einen Augenblick stillstehen. Er wußte: da war ein furchtbarer Feind! Er erkannte die Gefahr. Die Knechte würden seine Stimme nicht hören, denn das Gebell der Robben war laut und vielstimmig.

Er sah einen Zweikampf voraus. Er mußte rasch handeln. Flüchtig erinnerte er sich an die Erzählungen alter Robbenschläger, über die er gelacht hatte, sooft er sie hörte. Er sah dem riesenhaften Tier in das Gesicht: es war ein fremdes, wildes Gesicht, noch nie hatte er eine solche Robbe gesehen.

Indessen er nach seinem Entschluß suchte, war es merkwürdig still geworden ringsum. Er hörte kein Gebell mehr. Er wollte schreien, rufen — seine kleine hölzerne Signalpfeife hatte er verloren; sie war irgendwo an einem Stein hängengeblieben. Er sah nur eins: er war zwischen großen Felsblöcken mit dem grimmigen Tier allein. Der Mähnenbulle schnaubte leise. Der Voß, vertraut mit tausend Gefahren, hatte sich ganz in der Hand. Er hob unbedenklich den schweren Knüttel, um ihn auf die schwärzliche, mannshoch vor ihm stehende Nase sausen zu lassen.

War es, daß er schlecht gezielt hatte, oder daß seine Nerven doch erregt waren, daß er seine Kräfte überschätzte — der Knüttel rutschte mit heftigem Klatschen ab, den glatten Körper hinunter, wurde aber von den beiden Flossen des Tieres aufgefangen. Der Riemen riß und schnitt ihm tief ins Handgelenk.

Und dann geschah etwas, das der alte Robbenschläger Gorrun

niemals für möglich gehalten hätte: die Robbe hielt den Knüttel fest und begann mit ihm loszuschlagen. Mit jedem Schritt, den Gorrun zurückwich, hüpfte die schwarze Robbe zwei kleine, plumpe Schritte vor. Zwischen den Felsblöcken trieb sich das Paar; fast immer gelang es Gorrun, auszuweichen, Deckung zu finden; aber er bekam auch ein paar tüchtige Hiebe zu spüren. Gorrun brüllte laut auf, aber niemand hörte ihn. Bei einem Seitensprung verlor der Bulle das Gleichgewicht, der Knüttel entglitt seinen Flossen. Gorrun erwischte ihn, aber seine rechte Hand war unbrauchbar. Er riß ihn mit der Linken auf.

Unterdessen waren sie hinter den Felsblöcken hervorgekommen. Es war möglich, daß dem Bullen jetzt andere zu Hilfe kamen, dann war errettungslos verloren.

Aber da vor ihm fiel die Insel zehn Meter steil in das Meer ab.

Plötzlich stürzte der riesenhafte Körper der Robbe nieder; vielleicht, daß sie einer seiner Hiebe getroffen hatte — Gorrun riß das scharfe Messer aus der Scheide. Aber ehe er zusstoßen konnte, sprang der Bulle wieder auf — in diesem Augenblick glitt Gorrun aus. Jetzt mußte die Robbe mit ihrem Zentnergewicht wie ein Eisenhammer auf ihn niederfallen — aber Gorrun schnellte geschickt einen Meter weiter. Die Robbe platschte schwer nieder. Gorrun hatte nun den Abhang erreicht und fiel in das klare, kalte Meer.

Von hier aus war es nicht weit zum Rutter. Wie Gorrun diese kleine Strecke durchschwamm, wie er das Fallreep des Seglers erreichte und dann an Deck kletterte, das alles wußte er nicht mehr. Er sah unten die Robbe um das Schiff rasen. Dann spuckte er aus, weit in die See hinab, blieb regungslos liegen . . .

Der Kapitän ließ die Dampfpfeife dreimal spielen; lang, weithin tönte ihr mahnender Ruf.

„Was tuft du da?“ schrie Gorrun.

Aber der Kapitän gab keine Antwort; er sah nur zornig den Robbenschläger an.

Indessen waren auf der Insel die Männer zur Küste herabgekommen, stiegen in ihre Boote und ruderten die kurze Strecke über die See. Ein sonderbares Lärmen hatte sich rings um die Insel erhoben, dann füllten sich die Gewässer mit rasch dahingagenden Robben.

Die Mannschaft erwartete einen Befehl. Aber Gorrun lehnte noch immer halb betäubt und schwankend und mit einem verstörten Ausdruck an der Reling, sah hinaus auf das Getümmel der Tiere.

Als der Abend kam, wurde es merkwürdig still. Nichts rührte sich mehr. Auch unter den Mannschaften hatte eine gedrückte Stimmung Platz gegriffen. Der Kapitän ließ Wachen

ausstellen. Er wollte die Anker lichten, aber Gorrun hatte die Absicht, die fertige Beute auf das Schiff zu bringen.

Es war eine unruhige Nacht; man wußte nicht, was geschehen sollte — aber man ahnte, daß ein mächtiger Feind auf dieser Insel hockte.

„Ich warte noch ein paar Stunden, dann lichte ich den Anker!“ sagte der Kapitän.

Nichts geschah. Alles war von einer unangenehmen Ruhe.

„In die Boote!“ befahl Gorrun. „Die Beute aufs Schiff!“

Aber keiner der Männer rührte sich.

„Ihr wollt nicht?“ schrie Gorrun.

„Nein! Da ist etwas los. Wir sind zu schwach, Vorf, wir sind zu wenig!“

Gorrun ging wieder an die Reling. Er sah zur Insel hinüber. Kein einziges Tier konnte er entdecken. Oder täuschte er sich? War die Horde versteckt hinter dem Felsen? Da war es ihm, als sähe er wieder dieses gräßliche Gesicht aus dem Wasser auftauchen. „Der Teufel!“ brüllte er. „Dieser verdammte Satan!“

Gorrun stand noch immer am Fallreep. „Er ist verrückt geworden!“ sagte der Kapitän. „Anker lichten!“ befahl er, und langsam setzte sich die „Yellowbird“ in Bewegung.

Niemand wußte, was eigentlich vorgefallen war; das Wesen Gorruns hatte sich irgendwie verändert; es war, als hätte sein Tun und Denken einen Sprung bekommen, einen Riß; die Männer fühlten es.

Die „Yellowbird“ segelte gegen Süden.

Man ließ die kleine, namenlose Insel zurück in ihrem milchigen, geheimnisvollen Nebel des Nordens. Eine sonderbare Ruhe und Einsamkeit lastete auf allen Männern; nichts bewegte sich an den Ufern; nichts rührte sich an dem hellen Strand, kein Tier, keine Welle, kein Laut. Wie eine stumme Drohung versank die Insel endlich in der See.

Das Sonderbare war, daß Gorrun von diesem Tage an ihre Achtung verloren hatte, ohne daß er es merkte und ohne daß es einer ihm sagte.

Denn ein Robbenschlägerboß durfte schließlich, wenn er auch einige Meter tief in das Meer fiel, keinen weiteren seelischen Schaden dabei erlitten haben! Er mußte deshalb immer noch Herr der Robbenschläger bleiben!

Nur der Kapitän nickte gelegentlich im Lauf eines Gesprächs verständnisvoll; er war es, der die Geschichte in den heimatlichen Alaskahafen brachte, wo ich sie eines Tages in einer Schenke der Robbenschläger und Trankocher erzählen hörte, als draußen auf der Straße Gorrun mit schweren Schritten langsam und nachdenklich an den Häusern entlang ging. In einen

langen Feierabend hinein — denn er hatte sich entschlossen, Dienst auf den Lagerplätzen der Gesellschaft zu tun und nicht mehr hinauszuziehen.

„Ja“, sagte der Kapitän, „was ist es um das Gleichgewicht des menschlichen Daseins? Ist es nicht wie ein Schiff, das von der Gnade der Wellen abhängt? Wie ein Mensch auf dem Meer des Lebens!“

Diese merkwürdige Geschichte, die mir vor Jahren dort oben erzählt wurde, fiel mir wieder ein, als ich den überall bekannten Kapitän Jack Winsloe, der ja seit langer Zeit mit seinen dressierten Seelöwen von einem Varieté zum anderen zieht, im Kaffeehaus traf. Ich erzählte ihm die Geschichte und fragte ihn, ob das möglich sei? Zu meinem Erstaunen lachte er gar nicht darüber. Als ich geendet hatte, sagte er:

„Schade, schadel! Warum hat dieser Gorrun seinen Knüppel nicht hoch in die Luft geworfen?“

„Warum sollte er denn das tun?“ fragte ich.

„Weil ihn dann der alte Bulle wieder aufgesangen hätte! Sie hätten bildschön miteinander Fangball spielen können!“

Ich starrte ihn erstaunt an, Kapitän Winsloe lachte.

Er berichtete mir nun, daß er vor Jahren einmal einen großen Mähnenbulle gehabt habe, mit dem er allabendlich einen Knüppelkampf auf der Bühne aufgeführt habe; so ähnlich, wie man Känguruhs zum Bogkampf abrichtet, habe er diesen mächtigen und sehr klugen Bullen dressiert. Damals habe er in San Francisco gastiert; er sei von da mit dem Schiff nach Seattle gefahren, um auch dort Vorstellungen zu geben. Beim Ausladen im Hafen sei die Kiste entzweigegangen, sein Robbenbulle „Bill“ sei über Bord gesprungen und fidel davongeschwommen. „Ich laß' mich hängen“, fügte er hinzu, „wenn das nicht mein alter ‚Big Bill‘ war, der in seine Heimat zurückkehrte! Damals habe ich mächtig über den Ausreißer geschimpft, heute freue ich mich, daß er gezeigt hat, was er bei mir gelernt hat! Daz er dem Robbenschläger tüchtig eins über den Kopf gegeben hat! Möchte es allen Robbenschlägern so ergehen, daß diesem Mezgerpack endlich das Viehische Handwerk verliedet würde!“



Bader - Friske?



4/13/32



4/13/32

# Vom Sinn an Kleidern

Unbeachtetes wird erklärt von Dr. Siegfried Mauermann

Hier noch ein Schleifchen, dort noch ein Bändchen . . . aber warum? Es verziert. Verziert es wirklich nur? Hat es keine andre, vielleicht einst praktische Bedeutung, und bekommt manche Kleiderverzierung dadurch nicht erst ihren vollen Sinn? Wen soll das interessieren? Vielleicht doch manche, weil dadurch Modeschöpfer, Kleiderträgerinnen und Kleiderträger Winke für die Berechtigung scheinbarer Neuerungen im Reiche der Trachten bekommen.

Zunächst etwas völlig Alltägliches. Hat sich eine Dame schon einmal nach dem Grunde dafür gefragt, daß sie bei ihrem Mantel die rechte Hälfte über die linke knüpft, während es der sie begleitende Herr mit seinem Mantel gerade umgekehrt macht? Hat man diesen Unterschied überhaupt schon deutlich bemerkt? O ja. Man sagt dann ähnlich wie beim Damenschirm und beim Herrenschirm. „Das kann ich doch nicht nehmen, das ist ja für einen Herrn bestimmt.“ Auch der Herr wird sich hüten, einen Damenschirm oder einen Damenregenmantel zu nehmen. Das fiele ja doch sofort stark auf. Nun, dann wäre der Grund also ein rein geschäftlicher. Mama kann also nicht einmal ihres Sohnes, des Primaners Götz, wasserdichten Regenmantel überwerfen. Naß werden kann sie auch nicht; also muß sie sich noch einen besonderen, einen hübschen Gummimantel kaufen lassen. Mag sein, daß so etwas als kleiner Grund mitspielt. Der eigentliche Kleidungssinn dieses verschiedenen Übereinanderknöpfens liegt aber in dem, was für die Träger selber praktisch ist. Bei uns in Deutschland geht die Dame immer auf der rechten, der Herr immer auf der linken Seite. Das Wetter mag nun von außen kommen, wie es will, die Seite, in die es hineinwehen, ja hineinregnern könnte, ist durch den Begleiter, durch die Begleiterin geschützt; das Übergeknüpfte liegt auf beiden Seiten außen; ein Eindringen also unmöglich.

Ahnliche Schuhaufgaben hat die Hutfrempe. Freilich kann das herunterschlagen, ehemal ein praktisches Dach gegen lästige Sonnenstrahlen, heute verzierend ein vorteilhaftes Beschatten allzu hellen Gesichtes bedeuten. Der Zweispitz, der Dreispitz wirkt fesch, wirkt wie Bewegung im grünen Wald. Ja, der Sinn der mehrfach aufgeschlagenen Krempe ist ja auch die Gewährung der Möglichkeit, bei der Jagd weit ausschauen zu können. Und die Feder daran, am „Chasseur“ hüttchen nämlich, ein altes Zeichen glücklicher Jagd, eine Trophäe. Die Burenhüte, einst unser Kolonialschutztruppe so kleidsam, vereinigten zweierlei: Die eine Krempe, niedergeschlagen, schützte gegen südliche Sonne; die andre, durch eine Kokarde hochgehalten, gewährte Weitblick. Diese Kokarde ist der Rest der Schleife eines Hutbandes, das eben die Möglichkeit bot, die Hutfrempe, hochgeschlagen, in dieser Stellung festzuhalten. Man hat sich daran gewöhnt, diese Schleife stets links zu tragen. Nach rechts sieht man. Daher muß das rechte Auge beschattet sein. Bei Frauenhüten spielt das nicht immer eine entscheidende Rolle; darum befindet sich dort je nach der „Kleidsamkeit“ die Schleife bald links, bald rechts. Die Krempe ist auch bisweilen durchschnitten; man denke an Landsknechtsmützen. Das Hutband läßt sich dann durch die Öffnungen hindurchziehen. Das Hutband hängt oft auch vom Hute herab. Gewiß verziert das schön, wenn so ein Quastchen vor dem linken Ohrchen tänzelt. Die Quaste ist schon die Weiterbildung einer einfachen Schnur, die mit der Zeit eben ausgefranst war; schließlich wurde aus der Not eine Tugend. Und herunterbaumeln mußte die Hutschnur, weil man sie oft unters Kinn band, um damit den Hut bei Wind und Sturm festzuhalten. „Garnierung“ der Hüte ist heute ja nicht mehr so sehr verlangt wie einst vor 25 Jahren. Federn, Blätter, Blumen, Früchte, bunte Bänder. Die Erklärung „Jagdtrophäe“ ist dafür bereits gegeben worden; mindestens eins muß aber noch gesagt werden. Das Wappenzeichen der Adligen erblickte man auch als Helmzier. Die Kennzeichnung ist also der letzte Sinn des Hutmutes. Der Schleier, der den Hut und seine Trägerin scheinbar nur schmücken kann, hat doch auch manche praktische Bedeutung. Er verummt, er weht Staub und Nässe ab, er schützt die Augen.

Vom Kopf zum Hals. Was bedeuten die vielerlei Arten Hals-schleifen, die Langbinder und die Fliegen, die Verknüpfungen und sogar die würdig weißen, schön steif geplätteten Halsband-endchen der Prediger und Priester? Es geht alles auf die Seiten zurück, da man die Feinheiten eires Knopfes und eines Knopfloches noch nicht völlig kannte, noch nicht völlig erkannt hatte. Geschlossen mußte das Hemdchen, mußte das Kleidchen, mußte das Wams am Halse sein. Aber wie? Ähnlich der Hutschnur stellte sich die Hemschnur ein. Sie franste ebenso zu Quasten aus; man erfand dann leicht die Krawatte. So ist der Kettenhmut, der Schmuck der Pelztöla nicht weit entfernt vom praktischen Zwecke der Halsbinde. Alles schmückt, hat aber auch seinen aus früheren Zeiten leicht erkennbaren und leicht erklärbaren praktischen Sinn.

Und nun die Schultern! War da irgendwie Schmuck anzubringen? Die Achselstücke auf den Uniformen haben wohl nur den Sinn, den Rang des Trägers anzudeutzen? Nur? O nein. Wenn man früher im Kampfe dreinhieb, sausten die Schwerter entweder auf Schädel oder auf Schultern nieder. Da boten sich waagerechte Linien. Das Achselstück ist also der Rest einstigen Schulterschutzes. Da hatten vor Jahrhunderten Stahlstücke gelegen, die den feindlichen Schwertern das Eindringen in den Körper verwehrten. Selbst das Aufpolstern der Achseln eines Jackts, das manchen Mann besonders breit und gesund erscheinen läßt, ist mit dem alten Schulterschutz in Verbindung zu bringen.

Der Armel hat sich erst spät an das Schulterteil der Kleidung angefügt. Armellosigkeit als Kleidenschmuck im negativen Sinne zeigt uns also eine Art gesunden Urzustandes. Hat man schöne Arme, so ist sie willkommen. Hat man sie gerade nicht, so muß der Schneider durch enge schmiegende Arme nachhelfen. Was sollen nun unten am Armel blinde Knopflöcher und unbenuzte Knöpfe, Umgeschlagenes und fein Gesäumtes? Das ist, wenn man nur etwa an Windjacken, auch an Pelze und ihre Arme denkt, mit dem Naheliegenden, aber gerade deshalb so oft Unbeachteten leicht erklärt. Zur Geschäftigkeit sind weite Arme nötig, zum Wandern aber mußte, als man noch keinen inneren Windschutz an Armln mit Gummiband kannte, das ArmeLoch recht eng geknüpft werden können. Bald half da ein Riemen mit Löchern zum Engerstellen, bald verrichteten Knöpfe und Knopflöcher diesen Dienst.

Für die Arbeit wurden die Arme aufgeschlagen, genau wie die Beinkleider, wenn man draußen im Felde war. Später wurde das Umschlagen zur Verzierung an der Kleidung. Die entzückendsten Armauffschläge kennt man. Die Farbe des Futters trat nach außen; das schmückte. Der Armauffschlag mußte also von der Hauptfärbung des Kleidungsstückes farbenfroh abstechen. Der Umschlag, wieder zurückgewendet, mußte auch wärmen. Es entstanden die Pelzstulpen; Stulpen sind ja das Aufgestülpte. Zog man diese Pelzstulpen ab, so hatte man den Pelzmuff. Weiter mußten Kragen und Borderteil der Jacke auf- oder umschlagbar sein, je nach Witterung und Beschäftigung. Heute sind Kragen und Aufschläge ganze ausgiebige Gelände für Zick-zack und Schnickschnack; Spiken und Stickereien und Metallfäden, lezte Reste geschmiedeter Rüstungen, treiben da ihr teures Spiel. Aber immer noch deuten die Zipsel und die Knopflöcher, die ja zwar ganz nett für Blümchen und für Ordensbändchen sind, auf die ursprüngliche Bestimmung des Krags und Aufschlages hin, nämlich bei schlechtem Wetter hochgeknüpft zu werden und sich dann Hals und Brust eng anzupassen. Der Mensch hat nun einmal die Sehnsucht, das rein nüchtern Praktische hier und da mit etwas lediglich Erfreulichem zu mischen. Das zeigt sich in einer Fülle von Beispielen bei der Untersuchung des Sinnes beliebter Kleiderverzierungen. Was wird über blinde Taschen gekurbelt und gesäumt! Erklärung finden solche Verzierungen als Reste deckender Taschenklappen. —

Die Spange diente zunächst nur dazu, ein Schultertuch zusammenzuhalten, heute schmückt sie den Halsschluß des schönen

Kleides einer schönen Frau, und als Krawattennadel des Herrn, der längst nicht mehr die Wertherhalskrause kennt, wo eine Nadel noch wirklich zusammenhalten mußte, ist sie nur noch kostbarer Schmuck. Die Schärpe trug einst Degen, Fahne, Banner, Schellenbaum; heute ist sie fast nur Ordensschmuck. Der Gürtel hielt das Gewand um den Leib herum fest. Heute ist er vielfach nur noch ein Schmuckstück der Kleidung, und Gürtelschnallen sind oft gar keine Schnallen mehr, sondern künstlerisch gearbeitete Steine oder Metallknäufe, die über der eigentlichen Schließvorrichtung angebracht sind. Als Trägerbändchen könnten einfache schmale Leinenstreifen genügen. Es kommt aber nicht nur auf das Erfüllen eines alltäglichen Zwecks an; es soll auch „erfreut“ werden. Daher Seide, Spitzen, Flimmer, Flitter. Lassen wir hier nur von ferne etwa unter Andeutung des Halsfreien, des eng Gerafften, des eng Anliegenden die tausend seinen Töne anklingen, die sich Frau wie Mann ersinnen, damit sie wie lockende Glöcklein an ihrer Kleidung gegenseitig zu Liebesständeli auffordern, dann sieht man so recht, wie sich sinnvoller Zweck und unterhaltsame Spielerei hier recht eng zu einer Harmonie durchranken.

Der Rock der Frau kann leicht als die Blüte einer Glockenblume gelten; so hat ein Ausgezungelstein am Rande, ein sich blütenblätterförmiges Spalten gar gut seine Berechtigung. Vom Reitkleide her, das zum Sitzen im Sattel recht weit sein muß, erklären sich Knopfbahnen und Schläze rechts und links an den Röcken. Besätze scheinen da Reste ehemaliger zusammenhaltender Verschnürungen zu sein. Das Beinkleid des Mannes mußte beim Reiten und beim Arbeiten auf den Feldern in die Stulpenstiefel gesteckt werden. Man schuf ein zweites Paar, das von vornherein kurz war. So entstand die Reithose in all ihren Abarten. Verzierungen gestattete man sich dabei hauptsächlich in Hinsicht auf die in prahlende Falten gelegte Stofffülle. Solche Hosen zog man zu feierlich entlassendem Umzug, also zum Pomp, an; die Pompohose, die Pumphose, ähnlich unsern Knickerbockern, war da.

Nun noch ein paar Wörtchen über Schuhe, Handschuhe, Stöcke und Schirme. Auch hier treffen wir heute lediglich Verzierendes,

das ehedem praktisch notwendig war. Die Schuhlappe mit ihren Zacken und auf- oder eingepreßten Schnörkeln erinnert an die Niemen der Sandalen, die durch ihre Zwischenräume Luft an den Fuß heranließen. Der Gürtelschnalle entspricht die Schuh schnalle, die Schuhagrafse. Wieviel zierende Filigranarbeit von gesponnenem Silber, wieviel musterschön zusammengesetzte Steinchen! Einst war das die Schleife des schnürenden Sandalenbändchens. Die Stulpen der Handschuhe, die Quasten und Troddeln an ihnen erklären sich als zweckmäßige Einrichtungen nach dem bisher Gesagten leicht; wenn sie heute als Verzierungen weiter ver schnörkelt werden, so dürfen sie dabei aber, um organisch zu bleiben und nicht zum Mechanischen herabzufallen, ihren Ursprung nicht verleugnen. Daselbe gilt für Knauf und Griff bei Stock und Schirm. Eine Zeitlang war das Ketten oder das Lederriemchen verschwunden, das zum Anhängen von Schirm und Stock über den Arm diente. Vor Jahren wurden die Stöcke wieder fein durchbohrt, und jene zwar praktischen, aber auch verzierenden Schnüre mit Knoten, Schlingen und allerhand Baumeln, die schließlich auch nur die einst notwendigen Knoten andeuten, stellten sich wieder ein.

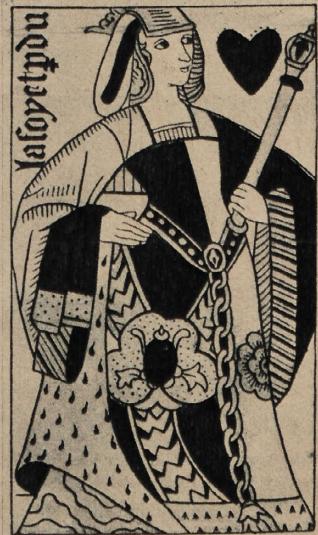
Man braucht kein Trachtenhistoriker und kein Verwalter von Theaterkleidern zu sein, um wenigstens die landläufigen Verzierungen an unseren Kleidungsstücken als Reste früherer Notwendigkeiten in sinnvollen Zusammenhang zwischen einst und jetzt zu bringen. Man nimmt damit auch nicht manchem Zierat vom Jungfernkränze bis zur Frauenhaube, von der Schellenkappe bis zum Doktorhute, den Zauber der Illusion; der bleibt im Augenblick der Freude darüber doch erhalten, weil da eben das Gefühl über den Verstand herrscht. Man gibt durch eine solche Betrachtung aber wohl manche Anregung, weiter über solche und ähnliche Zusammenhänge nachzudenken, dabei selbst Bervollkommenungen von Verzierungen zu erfinden, sich vor Überladungen zu hüten und beim Anordnen wohl zu wissen, warum hier ein Schleifchen hingehört, während es dort als unmotiviert stören würde. Und das alles geht die heutige Dame ebenso gut an wie den heutigen Herrn.

## „Des Teufels Gebetbuch“

Von  
Willi Wolfradt



Meister der Spielkarten Vogelfünf  
Kupferstich vor 1446



Karten aus der 2. Hälfte des  
16. Jahrhunderts

Piquetspiel aus dem 16. Jahrhundert von Karl VII.

Der Rückblick auf eine durchaus verlorengegangene Kultur der Spielkarte, der Vergleich unserer armseligen, unveränderlich weiterfabrizierten Druckware mit der launigen Vielfältigkeit früherer Zeiten offenbart eine jener betrüblichen Einbußen, mit denen der Fortschritt bezahlt wird. Wir durchblättern heute alle diese kleinen Bilderserien aus dem Nachlaß des Spielteufels wie eine amüsante Chronik, in der sich die Sitten und Bildungsinteressen, die Leidenschaften und Ideale, der Geschmack und der Witz der Zeiten eingetragen haben. Die Karten sind Lehrbuch gewesen und Modejournal, sie haben Allotria getrieben und politische Propaganda, sie haben dem Ruhm gedient und dem Hohngelächter. Fabulierlust und Schmucksinne sind in ihnen zum Ausdruck gekommen.

Unter den frühesten Spielen nimmt vor allem die gestochene Folge des sogenannten Spielkartenmeisters die Aufmerksamkeit in Anspruch, die äußerst stilistische Arbeit eines vermutlich in der Nähe von Basel beheimateten Künstlers. Als Figuren bringt sie Damen und Herren in höfischem Kostüm, jugendliche Erscheinungen von der spröden Grazie abklingender Minne-Kultur. Daneben die Nummernkarten mit tanzend bewegten Tieren und ungemein geistreich gezeichneten Blumen. Die gravitative Liebenswürdigkeit der Hirsche, die lockt gespreizte Lebhaftigkeit



Virgil Solis (1514 bis 1562) Papageiendrei, Kupferstich



Jost Amman (1559–1591) Holzschnitt

der kaninchartigen Vögel bringt die Eigenweise dieses Meisters besonders reizvoll zur Geltung. Seine Kartenstiche haben allgemein Schule gemacht, und noch aus Dürers innigen Tierstudien ist ein Nachhall ihres Wesens vernehmbar.

Eine besondere Stellung nimmt das Spiel des Meisters P. W. ein, eben schon wegen des seltenen kreisrunden und bei sieben Centimeter Durchmesser sehr niedlichen Formats. Auch mit ihm befinden wir uns noch ganz im Bereiche mittelalterlich-vornehmen Anstandes ohne alle vulgäre oder bildungsfroh prahlende Urwüchsigkeit.

Die bürgerlich-kärfteige Verbensstimmung des Humanismus in Deutschland äußert sich nicht zuletzt in seiner übermäßigen Lust, alle Daseinsdinge mit sprudelndem Zierat zu verbrämen und reich auszustatten. Ein etwas tolpatziger Stolz auf den vergrößerten Horizont wirkt sich als Eifer aus, zu schildern und zu drucken, zu belehren und zu spotten. Diese Epoche abbildenden Mitteilungsdranges und der weltmännischen Schmuckfreudigkeit mit ihrem Vorrat an kleinmeisterlichen Begabungen hatte naturgemäß der Spielfakte viel zu geben an frischen Inhalten und Formen. Der Zustrom vom Süden hat die deutsche Eigenart des zeichnerischen Ausdrucks nicht gebrochen, sondern gesteigert. Auch die bedeutendste Serie der italienischen Frührenaissance, das sogenannte Tarockspiel Mantegnas, hat nicht merklich auf die deutsche Produktion abgefärbt. Noch weniger als ihr mythologisch-allegorisches Programm ist die melodische Getragenheit der Linienführung von den deutschen Kartenzeichnern übernommen worden. Deren Geschmack geht auf Krause Realistik und auf lustige Verschlungenheit des Ornamentes aus.

Unter den zahlreichen namhaften Künstlern des sechzehnten Jahrhunderts, die sich auf diesem Spezialgebiete betätigt haben, müssen vor allem Virgil Solis und Jost Amman gerühmt werden. Solis war einer der begehrtesten Illustratoren seiner Zeit, Bücher

aller Art sind von seiner Hand geschmückt worden. Die Zeichnung seiner Karten arrangiert in locker verflechtender Eleganz pudelfromme Löwen, prangende Pfauen, wippende Papageien mit dekorativem Rankenwerk zusammen. Jost Amman, der eigentliche Fortsetzer seines Schaffens und Erbe seiner Beliebtheit, füllt gern in schwankhafter Laune das Blatt mit den wuchernden Umrissen derb geschilderten Lebens. Sein 1588 zu Nürnberg herausgebrachtes Kartenspiel ist eine wahre Bilderbibel und Sittengeschichte. Der Auszug zur Jagd ist dargestellt und die Geschichte vom eingeschlafenen Handelsmann, den die Affen ausplündern. Wir sehen Drucker bei ihrer Arbeit und Trinker beim Gelage, in Galakleidung herumstolzende Paare und Partner beim Brettspiel. Wir sehen den Koch zwischen seinen Vorräten und Töpfen, Musiker mit ihren Instrumenten, galante Auftritte und Prügelszenen. Und noch bei vielen weiteren Künstlern der Spielfakte klingt der gleiche humorvoll-belehrende, satirisch-moralisierende Ton auf, hier mehr in narrenhafter Flugblattmanier, dort in ernsterhafter Unterweisung, wie etwa in des Mönches Thomas Murner beiden Kartenserien, die über Logik und Rechtswissenschaft informieren.

Auf französischem Boden ist von alledem kaum etwas zu spüren, dort regiert vorerst das feste Schema. Den immer wiederholten, feierlich-steifen Figuren in majestätischer Tracht und Haltung sind höchstens Namen aus der Antike oder der heroischen Geschichte beigefügt. Angetan mit Hermelin und



Kalligraphische Spielkarte v. Joh. Christoph Albrecht zu Nürnberg 1769



Karten aus dem 18. Jahrhundert

Krone, das Zepter und sonstige Insignien in der Hand, präsentieren sich König und Königin, daneben in kaum minder zeremoniösem Aufreten der Kavalier. Freilich haben diese Karten in ihrer geradlinigen Würde einen ganz eigenen Reiz. Oft heißen die Herrscher Primus, David, Cäsar oder Alexander, ohne besser voneinander unterscheidbar zu sein als die mit



Spielkarten von Galler, Anfang d. 19. Jahrhunderts herausgegeben



Judith, Kleopatra oder gar Pallas Athene bezeichneten Damen. Die Namen wechseln im Laufe der Zeiten, kaum die Art des Gebabens. Bis zur Französischen Revolution sind diese kolorierten Holzschnittkarten maßgebend geblieben und dann später, wenig verändert, wieder aufgetaucht. Der Sturz der Bourbonen hat auch die Dynastie der Kartenkönige beseitigt — sie sind durch die großen Weisen der Geistesgeschichte ersetzt worden, die Damen durch Tugenden, die Kavalieren durch Darstellungen der bürgerlichen Berufe.

Die reizvollsten Spezialitäten sind auch im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert von deutschen Zeichnern und Verlegern herausgebracht worden. Während die englischen Karten stets ihren Ehrgeiz darin erblickten, sich als Taschenlexikon zu gebärden und mit viel Text ausführlich über alle Seegesichte der britischen Flotte, über die Sternbilder des Himmels oder über den Gebrauch technischer Instrumente Auskunft zu erteilen, tritt bei uns die Note anmutiger und spielerischer Kuriosität mehr und mehr heraus. So in einem 1806 zu Nürnberg erschienenen Silberplattensatz mit eingravierten drolligen Tiermusikanten, wie Dudelsack blasenden Bären, Gitarre zupfendem Wiesel und so weiter. Oder in dem kalligraphischen Spiel des Schön- und Kunstschriflers Albrecht, dessen prächtig geschnörkelte Soldatentypen, Husar und Pandur, der böse Bergschotte und der vergnügte Kroat mit samt Pfeife zwischen den Zähnen, Messer im Gürtel, Gewehr und Krummsäbel in einem einzigen Zuge aus hundert Schleifen und Ösen entworfen sind. Oder in den niedlichen Kinderkarten mit allerlei heiteren Szenen aus Garten und Kinderstube. Ein besonders hübsches Genre ist das musikalische mit Notenreihen und dem liebenswürdig geschweiften Zierat des Rokoko. Welche Kultur des Leichten in diesen fein gestochenen Karten!

Literarisch-sentimentale Strömungen, seelische und kriegerische Erschütterungen verändern abermals das Gesicht der Spielkarte. Die Epoche Napoleons schwelgt wieder in Erinnerungen an die Antike und in Emblemen des Triumphes. Der Uniformreichtum der alliierten Armeen ergab von selbst Kartenmotive — man hatte beim Spielen einen militärischen Musterkatalog in Händen. Andere Serien, die mehr den schöneistigen Geschmack romantischer Salons ansprechen wollten, gaben Illustrationen zu berühmten Dichtungen. So treten in den Figurenkarten einer bei Cotta in Tübingen erschienenen Serie Personen aus Schillers „Jungfrau von Orleans“ auf, während die allgemeiner gehaltenen Nummernkarten Genien, klagende Frauen, Familienidyllen und so fort bringen.

Das Jahrhundert der lithographischen Technik, des karikaturistischen Genies und der bürgerlichen Vorliebe für die anheimelnden Kleinigkeiten des Alltags hätte eigentlich eine besondere

Blüte der Spielkarte zeitigen müssen. Seine besten Zeichner haben für Witzblätter gearbeitet, haben Menükarten, Diplome, Plakate entworfen, leider aber der Spielkarte ihr Interesse versagt. Noch immer wohl erschienen aparte und unterhaltsame Serien, zumal in der Regierungszeit Napoleons III., zum Beispiel jene,



Aus einem Kartenspiel des II. Kaiserreichs

Spielkarte, im Verlag Cotta 1805

die in den hohen Werten französische Könige und Königinnen in ihrer historischen Mode tragen, in der Treppgruppe einen König in Zivilstrick, eine Königin in Salontoilette, und sonst ein graziöses Allerlei: Akrobaten, den Ball der Insekten. Im allgemeinen aber geraten die Karten immer blässer im Eindruck und immer unpersonlicher in der Ausführung, bis schließlich die Fabrikshablonen alleinherrschend geworden sind.

Wiederbelebungsversuche etlicher dekorativer Talente in neuerer Zeit, etwa das schurig mit Narren, Landstreichern und Märchenkönigen operierende Spiel des Münchener Julius Diez, sind verpufft. Unsere Zeit hat wenig Zierstum; sie liebt es, allen Gebrauchsdingen ein möglichst klares Gepräge, die einfachste Form zu verleihen. Aber vielleicht wäre gerade auf dieser Grundlage eine modern gestaltete Spielkarte zu gewinnen, die sich ganz auf ins Auge springende Zeichen beschränkt.

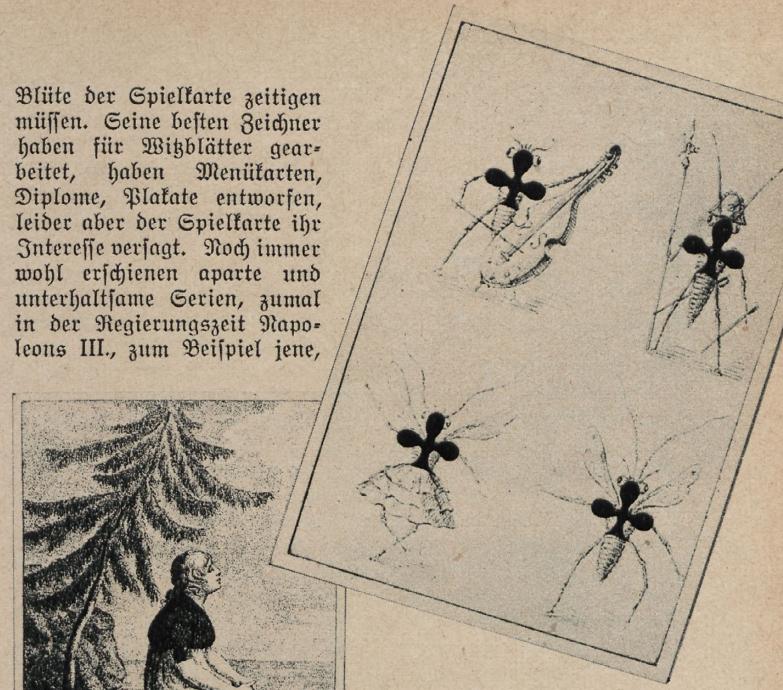
# Schmackhafte Soßen

Der Lebensnerv der neuen Gastrosofie ist nicht — wie so viele meinen — Entzagen, Verzichten. Der Lebensnerv der Gastrosofie ist im Gegenteil: mehr zu erforschen, mehr zu erfühlen und mehr zu gebrauchen aus der unerschöpflichen Schatzkammer der Natur, mehr zu heben an Schähen von Aroma, Feingeschmack, Heilwert, als man nur jemals ahnte in den schlichten Natürlichkeit der Früchte und Gemüse. Die neue Gastrosofie ersticht auch keineswegs die kostliche Gaumenfreude in lauter Diätetik, nein, gerade sie ist die edelsinnige Meisterin der Tafelfreuden ohne bitteren Nachgeschmack, ohne die Reue nach grober, naturgesetzwidriger Böllerrei. Dabei kann natürlich die neue Gastrosofie nicht der feinsinnigen Bereitungskunst entbehren, nur besteht diese nicht mehr darin, zuerst Aroma und Heilwerte der Naturprodukte zu verlochen und zu verhöhnen und die Speisen dann wieder gaumengerecht zu machen durch Salz und scharfe Würzen, während chemische Salze und „künstliche Vitamine“ die niemals nachzuahmende Heilkraft der Natur hineingestern sollen.

Nein, die neuzeitliche Kochkunst unterstreicht mit zartem Pinselstrich das natürliche Aroma der Speisen.

Der naturhafte Feinschmecker wird sich z. B. nie und nimmer den feinen nußähnlichen Geschmack eines zarten Salatkopfes

rauben lassen wollen durch Essig und Zucker, die beide ganz und gar im Gegensatz stehen zu der Zartheit der grünen Blätter. Aber eine ebenso zarte Quarktunke verleiht jeglichem Rohgemüsesalat nicht nur erheblichen Wohlgeschmack, sondern zugleich durch Gehalt an Pflanzenweiß und Fett die passendste Unreicherung mit Sättigungswerten. Noch süßer Quark wird durch ein Haarsieb gestrichen und mit reichlich süßer Sahne zu dicker Tunke gerührt. Etwas Zitronensaft wird rasch daruntergeschlagen, ein kleiner Rettich, fein gerieben, hinzugefügt und nach Belieben frische, feingewiegte Gartenkräuter, auch ein wenig Dill und Kümmelpulver, nur bei Bedarf etwas Selleriesalz. Blattsalat als Vorspeise krönt seine wohltuende Schmackhaftigkeit durch eine Traubentunke, die den Appetit im besonderen rege macht. Weinbeeren — sie brauchen nicht übersüß zu sein — werden in der Fruchtpresse oder im Tuch entsaftet, der Saft mit ein bis zwei gutgeschlagenen und leicht gefälzten ganz frischen Eigelb gequirkt, nur eine Spur Mustatkümmel hineingestäubt und die Tunke über streifig geschnittenen zarten Salat gefüllt. Eine wertvolle Anregung auch für Kranke: Salat, reich an Sonnenvitamin, an Mineralien; Trauben, reich an jenem nährenden Zucker, der einen wichtigen Bestandteil unseres Blutes



bildet und der daher auch ohne wesentliche Verdauungsarbeit vom Körper aufgenommen wird. Nicht übel fügt sich diese Tunke auch zum Apfelsalat.

Eine andere köstliche Vereicherung der nunmehr recht beliebten Obstsalate bildet *Hagebuttentunke*, am besten aus eigengekochtem „Hägenmus“ bereitet, indem man es mit Apfelsaft zusammenschlägt, mit ein wenig Vanille würzt und durch feinstgemahlene Haselnüsse vervollkommenet.

Wohlabgesmeckte, gekochte Tunken sind einer der kleinen Kunstgriffe, die das schlichteste Kochtopfgericht zum „gastfreundlichen“ wandeln. Und wenn es der Zufall wollte, daß wir zehnmal hintereinander nur Pelkartoffeln und Salat vorzusehen hätten, so müßte jedesmal eine neue köstliche Tunke einen liebreich schützenden Mantel um die Nachtheit der schlichten Kartoffel legen. Zu einer *Koriandertunke* kann man die Zutaten stets im Hause haben, zumal man es sich im Notfall schon einmal gestatten darf, die dazu notwendige Gemüsebrühe vermittelst vegetarischer Würze herzustellen, wenn die Brühe so auch an diätetischem Wert der aus frischem Gemüse bereiteten nachsteht. Feines Olivenöl wird heiß gemacht und zuvor hellgelbgeröstetes Weizenmehl und eine auf der Glasscheibe geriebene Zwiebel hineingegeben, mit so viel gutwürziger Gemüsebrühe aufgefüllt, daß eine sämige Tunke entsteht, die ihre Geschmacksrichtung durch eine entsprechende Ration Korianderpulver erhält. Koriander, aus der würzigen Frucht des einheimischen Korianderstrauches gewonnen, ist etwas für die Freunde des Muskatnussgeschmackes. Während aber die indischen Muskatnüsse fast ausnahmslos durch Kalkbrei gebleicht und außerdem in ihrer Güte und Echtheit kaum kontrollierbar sind, ist Koriander ein gesundes Gewürz, ganz besonders verdauungsfördernd und blähungstreibend. Geben wir direkt vor dem Auftragen ein paar Eßlöffel jungen, sauren Rahm zu der Tunke, dann schmeckt sie würzig zart.

Ich ließ mir einmal erzählen, daß die Bräute der Chinesen vor der Eheschließung ein Examen abzulegen hätten über ihre Fähigkeit, zwanzig verschiedene Tunken zu dem alltäglichen Reis zu kochen. Ich wäre selbst gern bereit, an solcher Prüfung teilzunehmen. Gälte es doch einfach, ein gutausgeprobtes, sowohl in der Menge der Bestandteile als auch in der Würzkraft den individuellen Mägen der Familie angepaßtes Grundrezept täglich so umzuwandeln, daß es eben stets eine vollkommen neue Tunke ergibt. Ich nehme also Sonnenblumenöl (andere nehmen frische, süße Butter) und schmore darin so viel Zwiebelwürfel gelb, als nur hineingehen (sie helfen nicht nur gesundheitlich und geschmacklich, sondern sogar zum Sämmigmachen), fülle mit wohlgewürzter Gemüsebrühe auf und verdicke durch angerührtes Mais-, Reis- oder Kartoffelmehl, je nachdem, ob die Tunke ein Gemüse- oder Reis- oder Kartoffelgericht vervollständigen soll.

(Je einheitlicher gerade die nährenden Bestandteile des Mahls, um so magenschonender.) Die gutdurchgekochte Masse wird durchgeschlagen und darf dann nicht mehr wallen bis zu Tisch, wohl aber leise ziehen mit einer Zehe Knoblauch (die wieder entfernt wird) und mit den jeweils verschiedenen Gewürzen, die die gute Examensnote eintragen sollen. Da steht voran der Curry als ein ganz hervorragender Blutreiniger, als Drüsengelebter infolge seiner Zusammenstellung aus vielerlei edlen Gewürzen. Er paßt vorzüglich zu Reis und wird geschmacklich fein ergänzt durch gemahlene Pinienkerne oder süße Mandeln. Rüdelgerichte vertragen eine gute Dosis Senfmehl und wirken gerade in dieser Zusammenstellung nicht mehr verschleimend, weil Senfpulver den Schleim abführt. Einen milderen Geschmack verleihen Majoran-, Dill- und Thymianpulver. Sie können einzeln oder auch einmal im Verein zur Tunke gegeben werden und schmecken fein zu Kartoffelgerichten. Schlichte deutsche Küchenkräuter, die sich bei der neuzeitlich schonenden Gewinnung und Vermählung als Trockenpulver nicht nur würzig, sondern auch gesund, anregend erwiesen haben, sind leider zu wenig im Gebrauch. (Die „Gartenlaube“ hat deren Anbau und Gebrauch im Heft 18 nachdrücklich empfohlen.) Wenig verwendet wird z. B. auch das magenanregende, bei Wassersucht empfohlene Estragonpulver oder nervenanregendes Bosilikum.

Ganz besonders dann, wenn sie zu Leigwaren- oder Körnerfruchtgerichten gereicht werden sollen, läßt sich all diese Tunken nichts an Harmonie ein, sie gewinnen aber an unmittelbarem Gesundheitswert, wenn stets eine Dosis Frischkost hinzugefügt wird, kurz vor dem Auftragen. Currysunkne soll geschmacklich freilich möglichst wenig verändert werden, deshalb paßt eine frischsaftige, geriebene Gurke vorzüglich hinein, während Senfmehlsoße ihren Geschmack betont findet, durch geriebene Kräuter-gurke. Würzkräuterpulver vertragen allerlei Beigaben, wie frischen Tomaten- oder Möhrensaft, den harntreibenden, hautverschönenden Meerrettich, feingewigte rohe Pilze.

Von Tunken sprechen, ohne Mayonnaise zu erwähnen, ist fast unmöglich, denn sie ist sehr beliebt und sehr wohlschmeckend, aber leider auch teuer. Deshalb entspricht eine kartoffelgestreckte Mayonnaise durchaus der Zeit der Kostgeldknappheit und findet bestimmt auch ihre Freunde. Gedämpfte Pelkartoffeln werden rasch geschält und heiß mit einer Gabel fein zerdrückt. Wenn sie abgekühlt sind, gibt man unter ständigem Schlagen die nötige Menge feinen gesalzenen Öls hinzu und bringt durch ein wenig mit einem Eigelb zusammengequirlte ungeschlagene Schlagsahne die Tunke auf die erwünschte sämige Flüssigkeit. Zuletzt heißt es, fein abschmecken mit Zitronensaft, gewogen Kapern und je einer Prise Majoran und Dillpulver. Richten Sie einmal Kartoffel-salat mit dieser Mayonnaise an! Marianne Fleischhacker

## Modische Verwandlung

Von Luise Reich \* Mit Zeichnungen von Ilse Wellenstein

Ein neutraler Rock mit einem angesehenen oder angeschnittenen, schmucklosen Leibchen ist ohne ergänzendes Zubehör ein höchst unzulängliches und nichtssagendes Kleidungsstück. Wer ihn aber abwechslungsreich zu ergänzen weiß, wird an seinen praktischen und sparsamen Eigenarten seine Freude haben. Er ist praktisch, weil er je nach dem Stil seiner Ergänzungslüse, -jacke, -weste oder was es auch sei für die verschiedensten Zwecke tragbar gemacht werden kann. Er ist sparsam, weil wir zur Erreichung der modischen Vielseitigkeit hier immer nur wenig kostspielige Attribute zur Grundform benötigen. Was man „drunter“ und „drüber“ zieht, bringt erst Schwung in die Sache. Und da die gegenwärtige Mode gerade alle möglichen derartigen Zusammenstellungen bevorzugt, so dienen wir dieser Göttin und unserem eigenen Vorteil gleichermaßen damit. Mit solchem Universal-Leibchenrock, der um so vielseitiger verwendbar ist, je neutraler er sich hält, besitzen wir sozusagen viele Kleider in einem.

Wir haben eine kleine Puffärmelbluse zum Darunterziehen. Puffärmel jeden Grades nimmt die Mode mit schöner Selbstverständlichkeit mit über die Schwelle der neuen Saison, an der so viele „Existenzen“ scheitern. Wenn wir uns für solchen Zweck eine neue Puffärmelbluse zulegen, so sind wir gut beraten, wenn wir eine etwas streng im Stil gearbeitete in großen Schottenkares, gerade oder schräg ge-

nommen, wählen. Das hat den Reiz der Neuheit und wird, weil große Karosflächen dabei vermieden sind, nie marktschreierisch wirken. Wer aber Grund hat, auf schlank machende optische Täuschung bedacht zu sein, muß auf „karriert“ verzichten. Sie wollen einen vorhandenen Stoffrest zur Bluse verwenden, nur leider reicht er nicht hin? Er reicht schon! Die Bluse, wenn sie nur diesem Unterziehzweck dienen soll, kann ja ganz erschreckend kurz gemacht werden, so kurz, daß sie gerade für Armel, Kragen und Reversklappen eine Basis abgibt. Sollte, was bei manchen Stoffen vielleicht vorkommt, der Sitz dadurch etwas beeinträchtigt werden, so kann man ja irgend eine stoffliche Belanglosigkeit zur Vervollständigung der nötigen Länge nehmen, vielleicht nur leichtes Futter. Das Rockleibchen verrät solche Geheimnisse nicht. Eine normal-lange Bluse hat natürlich den Vorzug, auch zu jedem anderen Rock getragen werden zu können.

Wünschen Sie eine Ergänzungtbluse von weicherem, weiblichem Charakter, so wählen Sie etwa eine Tupfenbluse, wohl eine, die mit einseitigem Jäbot dem Hang der neuen Mode zur Ungleichheit entgegenkommt und ihr obenein noch den Gefallen tut, mit gestärkten Spitzensmanschetten eine Lieblingsidee von ihr zu befolgen. Schmale Spitzen der gleichen Art umranden das Jäbot, hier natürlich ungestärkt, damit sie den ungezwungenen graziösen Fall des Stoffes nicht beeinträchtigen. Wo es hinpaßt, ist auch ein gestärktes Spitzenschleifchen im Verein mit Spitzensmanschetten

ein modegerechter Kleiderstück, der erst gar keinen Ruf nach dem Spitzenträger laut werden läßt, denn dieser wird dabei durchaus entbehrlich. Mit übergezogenen, abstehenden Jäckchen, Boleros usw. lassen sich immer neue Abwechslungen gestalten. Das Spiel mit dem Jäckchen ist überhaupt eine der amüsantesten Seiten der Mode. Man nimmt ein unerhört schlichtes, an sich ausdrucksloses (Bedingung!) Kleid



Der modische Empirestil wird durch eine neuartige Oberpartie am eng anliegenden Abendkleid erzielt, dazu langer Abendmantel im gleichen Stil

Kleidchen ohne jeglichen eigenen Willen, um es heute mit einem diagonalgestreiften Bolero nebst gesondert umzulegender Streifenschärpe, morgen durch ein vorn gebundenes Capeärmeljäckchen — der Phantasieentfaltung sind keine Schranken gesetzt — zu einem ausdrucks- und charaktervollen Anzuge zu ergänzen. Natürlich sind solche Jäckchen zum wesenlosen Kleide nicht zum Ablegen im geschlossenen Raum gemeint. Sie gehören einfach als variabler Bestandteil zum Kleide.

Wer mit seinem Abendkleide ebenfalls solche netten Verwandlungskünste vorzunehmen wünscht, muß von vornherein darauf Bedacht nehmen, daß das Grundkleid, um das sich alle Abwandlungen drehen sollen, möglichst schlicht und an-

passungsfähig ist und — je nach dem, was für Manöver man loszulassen gedacht — auch un- durchsichtig. Es darf nur durch Stoff und Linie wirken. Alles Zierwerk wird auswechselbar gestaltet. Einmal erscheint uns eine Blume, eine Blumengirlande, vielleicht mit einem wehenden Chiffonhalb kombiniert, am geeignetesten für unser gesellschaftliches Vorhaben. Das andere Mal haben wir Laune, überall an Hals- und Armausschnitt zierliche, abstehende, nach Belieben auch steif abstehende Volants herauszurollen zu lassen, die an einem nach außen unsichtbaren Westchen befestigt sind und lose untergezogen werden.

Oder man macht aus dem großen flugs ein kleines Abendkleid, ein Dinerkleid durch ein untergezogenes Westchen, das vorn und rückwärts stilgerecht den freigebigen Ausschnitt verkleinert und der Schulter- und Armfreiheit mit irgendwelchem Armelmotiv ein Ziel setzt. Auch hier hat das Spiel mit dem Jäckchen freie

Hand. Es muß nur darauf geachtet werden, daß die Linien des Jäckchens mit den Linien des Kleides nicht in Widerstreit kommen. Beispielsweise können gewisse Querlinien am Kleide geradezu als Jäckchenverbot gelten.

Empire ist wieder modern, eine Abendmode, die sich in vielen Fällen mit Hilfe eines vorhandenen, nach der Figur gearbeiteten Kleides befolgen lassen wird, dem man durch eine entsprechende Oberpartie die neue Empirenote gibt. Das zweifarbig Kleid ist ja neuer Modetrumpf, und zwar soll die hellere Farbe oben, die dunklere unten zur Anwendung kommen. Auch ein solches Empireoberteil kann abnehmbar gestaltet und nach Belieben gegen ein gekreuztes, rückwärtig gebundenes Schalmotiv, eine Fichu-angelegenheit, eine hochmoderne Wickelei, lauter absolut Heutiges, eingetauscht werden. Haben wir nun aus einem vorhandenen Abendkleide mit röhrender Sparsamkeit eines neuen Empirekleid geschaffen, das nur mit seinen funkelnagelneuen Tendenzen ins Auge fällt, dann können wir entsprechend freigiebig mit Stoff für den neuen Abendmantel sein, sofern wir uns einen solchen gönnen wollen. Eigentlich sollte es ja nur ein dreiviertellanger werden, der nicht so viel Stoff verschlingt. Aber da wir nun einmal beim Empire angelangt sind, wollen wir darin ganze Arbeit machen und auch dem Abendmantel Empirecharakter geben. Mindestens so lang muß er sein wie das Kleid, dessen Linien er artig zu folgen hat. Seine Ärmel wollen mit Phantasie ausgedacht sein. Einen bedeutsamen Pelzkragen aufzumontieren, ist nicht nötig. Man sieht sich über Pelzkragen dabei einfach hinweg oder gesellt etwas Rauchwerk „extra“ dazu. Die Pelzausstattung lose zu lassen und bald zu diesem, bald zu jenem Kleidungsstück zu tragen, ist ja modern.



Ein neutrales Abendkleid, ein duftiger Volant, eine Capeärmelbluse und ein Samtjäckchen ergeben  
4 verschiedene Abendkleider



Verschiedene Blusen, unter den unifarbenen Rock zu ziehen

# SAMT ist kleidsam

Aufnahmen: Cläre Sonderhoff



Neue aufgeschlagene  
Hutform mit großer  
Filzschleife  
Mod.: Altaba Berlin



Der große elegante Hut kommt wieder!  
Modell aus schwarzem Samt mit zwei grünen  
Schleifen unter der Krempe

Modell: Altaba Berlin



Mittelding zwischen Kappe und  
Hut aus schwarzem Haarfilz mit  
rückwärtiger hochstehender Filz-  
schleife

Modell: R. M. Maassen

Links:  
Aparter Seidenfilzhut in Mar-  
quisenform mit seitlicher Schleife  
in Fächerform

Rechts:  
Ganz neuartige Abendkappe aus  
gerollten Velour-Chiffon-Blenden,  
die auf Tüll gesetzt sind

Modelle: Altaba Berlin

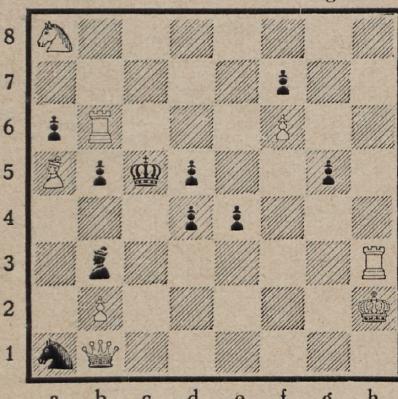


# Das königliche Spiel

Nachdruck verboten

Geleitet von F. Sämisch

a b c d e f g h



Lustiger Partieabschluß aus dem Turnier zu Oliae

Nr. 456, Partiefertigung Nr. 57

Weiß (Opocensky): Ke3, Ta6, Td1, Sf4, Be2, e3, f2, g4, h4 (9).  
Schwarz (Kromadka): Ke5, Te8, Tf7, Ld5, Bb5, e6, e4, f6, g6, h7 (10).  
In der vorliegenden Stellung ländigte der Anziehende ein Matt in drei Zügen an.

Wünschen folgen in der nächsten Nummer.

8

Ein brillanter Einfall  
Nr. 455, Aufgabe Nr. 189

J. Koers, Berlin  
(Urdruck)

Weiß: Kh2, Db1, Tb6,  
Th3, La5, Sa8, Bb2,  
f6 (8).

Schwarz: Ke5, Lb3,  
Sa1, Ba6, b5, d4, d5,  
e4, f7, g5 (10).

Matt in drei Zügen.

2

—

1

Lösung des Endspiels Nr. 69 von S. M. Kaminer

Weiß: Kh1, Sd8, Be1, h5 (4). Schwarz: Kg5, Sa2, Bd5, g6 (4).

Weiß zieht und gewinnt.

1. Sd8-f7+! Kg5×h5 2. e1×d5 Sa2-b4 3. d5-d6 Sb4-e6 4. d6-d7 Kh5-h4 (Kh5-g4? 5. Sf7-e5+) 5. Kh1-h2 g6-g5 6. Kh2-g2 g5-g4 7. Kg2-h2 g4-g3+ (Kh4-h5 8. Kh2-g3 Kh5-g6 9. Sf7-e5+) 8. Kh2-g2 Kh4-h5 (Kh4-e5+) 9. Kg2×g3 Kh5-g6 10. Sf7-e5+, und Weiß gewinnt. Eine interessante Zugzwangstellung! Sluf 1... Kg5-f3 (statt Kg5×h5) folgt dagegen 2. e4-e5+ nebst 3. h5-h6 usw., und Schwarz ist nicht imstande, beide Bauern aufzuhalten.



## Am Spieltisch

Skataufgabe Nr. 71

A spielt Grand aus der Hand.

1. Stich: A Pik Buben, B Herz Buben, C Karo Dame.

Nunmehr hat A folgende Karten:  
Kreuz und Karo Buben, Kreuz: As, 10, Pik: As, König,  
Dame, Herz: As, 9.

Aufgabe: Welche Karte spielt A aus?

Lösung der Skataufgabe Nr. 70

A spielt die Herz Dame aus. Dann muß B das Spiel unter allen Umständen verlieren, da A in Herz mit der 9 und 8 die Gabel hat und von C leicht wieder an das Spiel gebracht werden kann. Es wäre ein grober Fehler, sofort Herz 9 oder 8 auszuspielen, da dadurch B eine Gewinnchance erhielte.

### Der Hemmschuh (Bitatergänzung)

„Was mühsam ward geplant in vielen Tagen,  
Nun rückt es wieder fern ins Ungewisse;  
Und wer hat Schuld? Du! muß ich leider sagen,

27366



Zu haben in Apotheken,  
Drogerien und  
Bandagengeschäften  
schon von 15 Pf. an.

CHRIG

## Scherben bringen Glück

manchmal aber auch kleine Verletzungen. Dann kommt es darauf an, die Wunde schnell und hygienisch zu schließen, ohne die Bewegungsfreiheit des verletzten Gliedes einzuschränken. Dazu hilft Ihnen der querelastische Schnellverband „Hansaplast elastisch“. In der Querelastizität liegt sein Wert. Die Mullkomprese wird infolge der elastischen Spannung im Pflastergewebe fest auf die Wunde gedrückt, wodurch die Blutung schnell zum Stillstand kommt. Durch die Querelastizität wird ferner ein besonders guter seitlicher Wundverschluß erreicht und außerdem eine Bewegungsfähigkeit des ganzen Verbandes. Also: Immer und überall, in der Hausapotheke, auf Fahrten und Wanderungen, bei Sport und Spiel und in Ihrem Beruf den einzigen querelastischen Schnellverband:

**Hansaplast elastisch**  
SCHNELLVERBAND

D.R.P.

**VOLLDAMPF VOLLDAMPF -**  
Waschmaschine  
**schont die Wäsche**  
(Kein Reiben, Zerren, Stampfen)  
**schont den Beutel**  
(mehr als 50 Prozent Ersparnisse)  
**schont die Nerven**  
(erspart Ärger, Arbeit, Zeit)  
In Eisenwaren-, Haus- und Küchen-  
gerätehandlungen zu haben. Prospekte und Bezugsquellen nachweisen  
durch

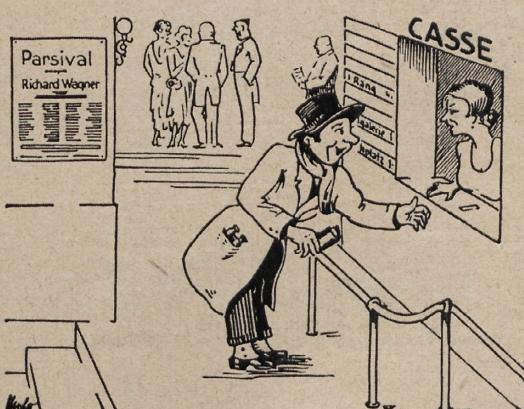
**J. A. JOHN A.-G. ERFURT**

Wer Taschen- oder  
Armbanduhr ganz  
billig kaufen will,  
verlange Preisliste  
gratis von  
**Uhren - Klose,**  
**Berlin 29 (46)**

**Billige Briefmarken**  
zur Auswahl sendet  
**Hugo Siegert**, gegründet 1893  
**Altona/Elbe, Alsenplatz 6.**

**titAN**  
Nähmaschinenfabrik  
Gustav Winsmann  
G.m.b.H.  
Altenburg - Thüringen  
Druckschrift Nr. 3 kostenlos

**Die selt. Sachs. 3 Pf. rot**  
Kat.-W. 1200,- können  
Sie kostenl. erh. Näh.d.  
meine Gratispreisliste.  
Markenhaus Max Herbst, Hamburg R



„Bitte einen Stehplatz.“

„Aber mein Herr, die Oper dauert 5 Stunden!“

„Und wenn sie zehn dauert. Wenn man wie  
ich seine Hühneraugen mit „LEBEWOHL“ be-  
handelt, macht das nichts aus.“

\*) Geimeint ist natürlich das berühmte, von vielen Ärzten empfohlene Hühnerauge-Lebewohl und Lebewohlballscheiben, Blechdose (8 Pfaster) 68 Pf., Lebewohlfußbad gegen empfindliche Füße und Fußschweiß, Schachtel (2 Bader) 45 Pf., erhältlich in Apotheken und Drogerien. Wenn Sie keine Enttäuschungen erleben wollen, verlangen Sie ausdrücklich das echte Lebewohl in Blechdosen und weisen andere, angeblich „ebenso gute“ Mittel zurück.

**Herbin-Stodin**

unübertraffen bei starken  
**Kopfschmerzen**

Rheuma-, Muskel- u. Nervenschmerzen. Ganz unschädlich. Verlangen Sie daher in der Apotheke nur Herbin-Stodin. Sie werden angenehm überrascht sein.

**20 Tabl. 1,05**  
**10 Tabl. 0,60**

**H. O. ALBERT WEBER, MAGDEBURG**

Kreuzworträtsel

1	K	R	2	E	U	Z	3		4	S	T	E	R	N	7
N			8	S	T	I	9	E	F	F	E	L		1	
10	A	K	11	T	I	E		L		12	R	A	T	E	
14	B	O	E		15	A	I	R		16		17	N	U	T
E	S			18	I	M	S	E	19		E	E			
		20	T	A	N	Z		21	B	H	R				
T	U		23	M	U	R	M	E	24	K	H		25		
H	E	L	27		28	G	A	S	29	F	E	E			
A	M	U	30	D	31	L	A	I	32	B					
L		33	K	A	S	I	M	I	34	R	E	E			
E	G	E	34	D	35	K	A	M	E	L					

Bedeutung der einzelnen Wörter. a) von links nach rechts: 1 Symbol des Christentums, 4 Himmelskörper, 8 Fußbekleidung, 10 Urkunde, 12 Teilstellung, 14 Windfluss, 15 vornehmes Aufsehen, 17 Salz, 18 Giland, 20 Vergnügen, 21 Zeitabchnitt, 22 Zauberwunder, 26 nördliche Götterin, 28 Beliebungsmittel, 29 Märchenweisen, 30 Strom im Osten, 32 geformtes Brot, 33 Name mehrerer Polenkönige, 34 Apostel der Grönländer, 35 Schiff der Wüste;

b) von oben nach unten: 1 kleiner Mann, 2 Stadt in Italien, 3 Figur aus den Abellungen, 5 spanische Landschaft, 6 Schwung, 7 Gehloss, 9 griechische Landschaft, 11 Tracht, 13 vorderasiatisches Reich, 15 Gewand, 16 alte französische Schönheitsstadt, 18 Nebenfluss der Donau, 19 Gedicht, 22 Kurort im Herz, 24 Wurzelstruktur, 25 einfache Maschine, 27 Öffnung im Schiffsdock, 28 Gütsbesitz im Ausland, 29 Teil des Wagens, 30 weiblicher Vorname.

27753

Dreierlei

Köpfe Österreichs Schlachtfeld, wo einstmals Napoleon siegte,  
Und im Augenblick wird Hauptstadt Kroatiens draus;  
Nimm auch dieser den Kopf weg, und schau, was dir übrig  
geblieben,  
Traurig ist es fürwahr, birgt es doch Kummer und Leid.

27857



Ihr wundervoll weicher Anschlag, der leise Gang  
und die schöne Form erklären, weshalb die  
Klein-Continental so stark bevorzugt wird.

Einzelheiten und Druckschrift 802 unverbindlich  
WANDERER-WERKE A.-G.  
SCHÖNAU-CHEMNITZ



**SCHWERHOERIG?**  
Nehmen Sie doch Ihren rechtmäßigen Platz im Leben wieder ein. Mittels des Acousticons können Sie wieder jedes normal geführte Gespräch, Musik und Gesang klar und ohne Anstrengung hören. Unsere Aufklärungsschrift G „Gute Botschaft für Schwerhörige“ senden wir Ihnen gern gratis zu. ACOUTICON übertrifft seit 1903. ACOUTICON G. m. b. H., Berlin-Wilmersdorf, Landhausstr. 9.

Rösselsprung

ich		wert	hem	auf	sein		wie
es	der	geh	glück	stie	man	recht	all
be	wü	und		sche	ver		ber
ich	wohl	ben	un	ich	schick	di	durch
re	er	ser	ge	kraft	mich	sehrt	und
bef	bin	le	frag			nei	re
	zer	mit	das	hei	das	manch	das
				brach	mal	hof	lem

27608

Auslösungen aus Nr. 40

**Rösselsprung:** Liebesnot. Mir ist, als wär mein Herz ein Duell, Doch eine Quelle ohne Spiegel, Und eine Blume ohne Duft, Ein Adler mit gebrochenem Flügel. Ich finde düster, was mir fehlt, Und fühlt, daß ich mir selber fehle. Was nähmst du aus der Seele mir? Du nähmst sie selber mir, die Seele! Karl Stiefer. **Silbenrätsel:** Auf den Bergen ist die Freiheit. — 1. Andreas, 2. Universität, 3. Flußpferd,

**Für Rätselfreunde jeden Mittwoch „Denken und Natur“ Einzelnummer 20 Pfg., monatlich 75 Pfg., durch alle Buchhandlungen, Postanstalten, den Verlag Scherl, Berlin SW 68, und dessen Filialen.**

4. Druckerei, 5. Eßloaße, 6. Notenkopf, 7. Biedermeier, 8. Eigenliebe, 9. Rauferei, 10. Goliath, 11. Eberesche, 12. Nürnberger Gi, 13. Infanter, Kreuzworträtsel: a) 1 Gent, 4 Ober, 8 Udo, 9 Torma, 10 Murg, 11 Sims, 12 Manie, 14 See, 15 Tre, 16 Vie, 17 Die, 20 Hus, 21 Pia, 23 Ofa, 25 Eifer, 26 Riga, 28 Hege, 29 Seele, 30 Jen, 31 Alle, 32 Elia; — b) 1 Gunnli, 2 Eduard, 3 Norne, 4 Dos, 5 Brise, 6 Emma, 7 Rajen, 13 Elise, 18 Diegel, 19 Horfa, 20 Hagel, 21 Pfeil, 22 Arena, 24 Kiel, 27 Alle.

**Das Geheimnis der Schlankheit!**



Immer wieder kommen neue Schlankheitsmittel. Und was ist darin? Von außen sieht man es nicht u. allzuviel probieren kann leicht schaden. Dr. Ernst Richters Frühstückskräutertee ist bekannt: keine Chemikalien, 10 natürl. Kräuter, seit Jahrhunderten bewährt. Das tut dem Magen wohl, räumt das überflüssige Fett weg u. macht schlank u. jugendfrisch. Kein Rätselraten, sondern Beweise, tausende Gutachten v. Ärzten u. Verbrauchern, Pack. 9.—, extrastark: M. 2.25 u. 11.25. Drogerien. Darum immer wieder:

**DR. ERNST RICHTER'S FRÜHSTÜCKS-KRÄUTERTEE**  
„Hermes“ Fabrik pharmazeut. Präparate  
München 91 Gäßchen 7

**SANDOWS für Hauskuren**

**Salze u. Bäder**

Man verlangt  
Prospekt: Dr. Ernst  
Sandow, Hamburg 30



# Der Stellenvermittler

der „Gartenlaube“

wird an stellungs suchende Hausangestellte  
**kostenlos versandt!**

Verlangen Sie im Bedarfsfalle Zusendung von der Anzeigen-Abteilung der „Gartenlaube“, Berlin SW 68, Zimmerstr. 35. — Für Portozahlungen sind 20 Pf. (in Briefmarken) einzusenden. — Die Zusendung des „Stellenvermittlers“ erfolgt für die Dauer von 5 Wochen.